

Klaus Müller

Analytischer Marxismus

Technischer Ausweg aus der theoretischen Krise?

***Zusammenfassung:** Unter der Bezeichnung Analytischer Marxismus hat sich während der letzten zehn Jahre eine Gruppe von Autoren zusammengefunden, die den Fragen des traditionellen Marxismus mit den Techniken der modernen analytischen Sozialwissenschaft nachgeht. Für sie ist einerseits die Ablehnung der Marxschen Werttheorie kennzeichnend, andererseits der Anspruch, das Projekt einer allgemeinen Gesellschaftstheorie mit Hilfe spieltheoretischer Modelle, dem Postulat des methodologischen Individualismus oder dem Schema funktionaler Erklärungen neu zu begründen. Im folgenden werden ihre Hauptvertreter vorgestellt. Es zeigt sich, daß der Analytische Marxismus fruchtbare Fragestellungen provoziert und manche Details erhellt, sich jedoch nicht zu einer kohärenten Theorie verdichtet.*

I. Einleitung

Während der letzten Jahre war marxistische Gesellschaftstheorie durch reduzierte Ansprüche gekennzeichnet. Das Scheitern der großen politischen Projekte der europäischen Linken in den 70er Jahren reflektierte sich in einer empfindlichen Rückbildung gesellschaftskritischer Theorie. Ein zur akademischen Spezialität oder zum linken wirtschaftspolitischen Pragmatismus rückentwickelter Marxismus hielt den weitgespannten Themen der historischen Perspektive, der globalen gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, der Struktur und Funktionsweise des Staats, wenn nicht gleich des revolutionären Übergangs, nicht stand. Die Initiative zur 'großen Theorie' ging zurück an die Soziologie. Die theoretische Ökonomie versicherte sich der Stimmigkeit ihrer Annahmen zunehmend anhand mathematisierter Modelle; ökonomische Realanalysen besannen sich auf den Keynesianismus. Was als Rekonstruktion des historischen Materialismus Aufmerksamkeit auf sich zog, ersetzte in einer neuen Begründung kritischer Theorie Marx durch Parsons.¹ Man mochte dies zunächst als Entlastung von überzogenen Ambitionen empfinden – auch wenn die Einübung in neue Terminologien nicht ohne Aufwand vonstatten ging. Der historische Materialismus wurde zu einer Theorie evolutionärer Differenzierung; die Klassentheorie überwand ihre Berührungsängste mit der Soziologie der Schichtung oder begann von funktionaler Differenzierung zu sprechen; der bürgerliche Staat, ein zentrales Thema der frühen 70er Jahre, wurde zu einem zweckrationalen Subsystem erklärt; Geld, einst als abstraktester Ausdruck bürgerlicher Herrschaft erkannt, wurde zu einem Medium der Kommunikation neutralisiert; und wo die Hoffnung auf gesellschaftliche Umwälzung einstweilen geschwunden war, beobachtete man zumindest einen Wandel von

Werten. Spätestens jedoch seit im Kampf um Begriffe der des Kapitalismus dem einer 'Moderne' unterlegen war, deutete sich an, daß 'Rekonstruktionen' durchaus ungewissen Ausgangs sein mögen.²

Nicht ohne Überraschung meldet sich in dieser Lage ein geläuterter Marxismus zu Wort. In den letzten Jahren wird man auf eine Gruppe von Theoretikern aufmerksam, die einen neuen Zugang zu den aufgegebenen Themen suchen. Kennzeichen der neuen Richtung ist radikale Selbstkritik, die Bereitschaft, für unverzichtbar gehaltene Bestandteile der Marxschen Theorie im Interesse an Klarheit des Ausdrucks und Konsistenz der Aussagen zu revidieren. Ein Analytischer Marxismus unterstellt sich dem Primat der Methode – nun freilich nicht mehr, wie Lukács' 'Orthodoxie', der hegelischen Dialektik, sondern den Verfahren der fortgeschrittenen analytischen Wissenschaft. Doch während sich frühere Versuche analytischer Klärung auf vergleichsweise technische Probleme, etwa des technischen Fortschritts, der Akkumulation oder des Zusammenhangs von Preisen und Werten beschränkten, hat der Analytische Marxismus den Mut zur großen Synthese zurückgewonnen, ohne auf Präzision im Detail verzichten zu wollen. Eine allgemeine Theorie der Geschichte, Probleme des Klassenhandelns, sowie eine durch Morishimas Akkumulationsmodell, Okishios Profitratentheorem und Steedmans Kritik der Werttheorie hindurchgegangene Ökonomie, finden unter der Einheit analytischer Methoden mit ethisch aufgeladenen Fragen der Ausbeutung zusammen.

Der Analytische Marxismus steht gewiß erst am Anfang seiner Rezeption, zumal im deutschen Sprachraum. Doch liegen neben Gerald Cohens initiierendem Buch, *Karl Marx' Theory of History. A Defense* (1978), seit einiger Zeit weitere grundlegende Schriften vor, von denen an erster Stelle John Roemers *Analytical Foundations of Marxian Economic Theory* (1981) und *A General Theory of Exploitation and Class* (1982) zu nennen wären. Cohen und Roemer teilen drei Auffassungen, die für das an sie anschließende Projekt verbindlich geworden sind. Sie treffen sich zum ersten auf der Ebene, auf der sie Marx' Theorie rekonstruieren; ihr Interesse gilt einer universalistischen Geschichtstheorie, die eine Theorie des Kapitalismus als eines ihrer Modelle enthielte. Zum zweiten verliert die 'Arbeitswerttheorie' mit der Dezentrierung der Kapitalanalyse an Stellenwert; Cohen verlagert 'Arbeit' in die natürliche Umwelt sozialer Formationen, die er allein für theoriefähig hält, Roemer reduziert sie auf ein partielles Modell von Ausbeutung. Zum dritten werden methodische Präzision und formale Rekonstruierbarkeit zum entscheidenden Kriterium von Theorie. Mit den Techniken der am weitesten mathematisierten Sozialwissenschaft, der neoklassischen Ökonomie, mit dem Besten, was bürgerliche Wissenschaft zu bieten habe, versucht man einen zeitgemäßen Zugang zur Marxschen Theorie. Unter diesen Prämissen stellt sich der Analytische Marxismus zwei virulenten Einwänden gegen die marxistische Tradition. Er übersetzt zum einen den seit Weber nicht verstummenden soziologischen Zweifel an einer tragfähigen marxistischen Handlungstheorie und an einer linearen Verknüpfung von ökonomischen Bedingungen, sozialstrukturellen Identitäten und politischer Organisation (Weber 1922, 521 ff.; Parson 1937, 77 ff.; Lockwood 1985) in eine revidierte Klassentheorie; er bringt zum anderen den mora-

lischen Affekt gegen einen 'funktionalistischen Marxismus' (Habermas 1981, II) auf ein methodisch handhabbares Format.

Erst vor diesem Hintergrund wird die Karriere des Analytischen Marxismus verständlich, geben seine internen methodischen und inhaltlichen Differenzen Sinn. Es ist Cohens und Roemers Verdienst, den Marxismus auch dort ins Gespräch gebracht zu haben, wo er nicht unbedingt zu Hause ist. Insistenz auf Universalität und Präzision und ein Vermeiden falscher Ehrfurcht vor den Glaubenssätzen vieler Marxisten haben zu einem relativ einheitlichen intellektuellen Stil einer Gruppe produktiver Autoren geführt, die den Bereich der Gesellschaftstheorie weitgehend abdecken. Beschränkt sich Cohen auf einen textimmanenten historischen Materialismus und arbeitet Roemer an einer ökonomischen Fundierung, vertritt Adam Przeworski eine historisch-empirisch orientierte politische Soziologie; Brenner hat eine exemplarische historische Analyse vorgelegt; Erik Olin Wright versucht sich an einer international angelegten empirischen Operationalisierung klassentheoretischer Modelle; Jon Elster intendiert eine Integration des Analytischen Marxismus auf der Ebene einer mikrofundierten allgemeinen Gesellschaftstheorie, die wissenschaftslogischen Kriterien standhalten soll. Der Analytische Marxismus hat denn bereits Chronisten gefunden, die von einem 'cumulative shift' sprechen, in dem er den traditionellen Marxismus hinter sich gelassen habe und zu einer ernsthaften Alternative, sei's zu seinem großen Kontrahenten, dem Strukturalismus, sei's zur kritischen Theorie, herangewachsen sei (Carling 1986; Wiesenthal 1987; Therborn 1987, 139).

Nicht zufällig steht ein methodischer Habitus im Vordergrund. Die vorgeschlagenen Techniken erzeugen ein Gefühl zwingenden Argumentierens und erscheinen als sicherer Weg zur deduktiven Theorie. Die 'Werkzeuge der zeitgenössischen Logik, Mathematik und Modelltheorie' erlauben einen 'nichtdogmatischen Ansatz zum Marxismus' (Roemer 1986, 1 f.). Methodischen Postulaten gilt jedoch auch deshalb höchste Aufmerksamkeit, da an ihnen ethische Überzeugungen und politische Perspektiven festgemacht sind.³ Die 1982 in »Theory and Society« zwischen Cohen, Elster, Przeworski, Roemer und anderen geführte Kontroverse hat den Eindruck hinterlassen, es ginge primär um eine Entscheidung zwischen Funktionalismus, Rational-Choice und Spieltheorie. Tatsächlich hat sich die Koalition zwischen Elster, Roemer und Przeworski auf einen methodologischen Individualismus verpflichtet, der mit Cohens Funktionalismus konkurriert. Durch den unbeschweren Umgang mit den Techniken der neoklassischen Ökonomie waren jedoch zugleich die ideologischen Obertöne der anschließenden Diskussion vorprogrammiert. Das Postulat, der Marxismus habe sich zuerst auf welthistorische Strukturen und Kräfteverschiebungen zu konzentrieren, stieß auf die Überzeugung, daß vom Individuum auszugehen sei.

In den folgenden Bemerkungen versuche ich, soweit das hier möglich ist, einen Eindruck vom Spektrum der Themen, der Arbeitsweise und den Herausforderungen zu vermitteln, mit denen der Analytische Marxismus an die kritische Sozialwissenschaft herantritt. Ich teile die Intention einer eingeschliffenen Traditionalismen gegenüber rücksichtslosen Theorie, versuche jedoch den Analytischen Marxismus aus einem Mißverständnis zu befreien, das eine angemessene Entfaltung seines Problem-

bewußtseins behindert. Während die Impulse, die vom Analytischen Marxismus ausgehen könnten, in seiner Perspektive auf material vermittelte, teilweise durchaus empirisch entscheidbare Probleme liegen, vermute ich in dem, was als seine Stärke gilt, in seiner methodologischen Orientierung, entscheidende Schwächen. Ich werde dazu zwei kritische Thesen vertreten:

Zum ersten zieht der methodologische Denkstil die nötige Aufmerksamkeit von beträchtlichen theoretischen Differenzen zwischen seinen Vertretern ab. Es fällt schwer, einen theoretischen Kern des Analytischen Marxismus zu identifizieren. Cohen, Roemer und Przeworski sprechen nicht vom gleichen historischen Prozeß; auch von einem gemeinsamen Klassen- oder Gesellschaftsbegriff kann nicht die Rede sein. Es wird sich ferner zeigen, daß die Motive, die in Roemers, Przeworskis und Elsters Individualismus eingehen, verschiedenes Gewicht haben und daß zwischen methodischem Bekenntnis und theoretischen Resultaten ein Mißverhältnis besteht. Das falsche Selbstverständnis eines Analytischen Marxismus verdeckt, daß hinter methodischen Maximen verdichtete Inhalte stehen und riskiert darüber ein Dilemma, das in Richtung materialer Theorie aufzulösen wäre: Wird die Arbeit an substantiellen Themen ernstgenommen, lassen sich die methodischen Vorschriften nicht durchhalten; wo sich ein methodischer Purismus durchsetzt, geht der gesellschaftstheoretische Gehalt zunehmend verloren. Fortschritte in Richtung einer kohärenten Theorie sind nicht in Sicht. (II.)

Das theoretische Potential und die Probleme des Analytischen Marxismus lassen sich hier freilich nur andeuten; als zweites empfiehlt sich ein Blick auf seine methodischen Grundlagen. Sie signalisieren eine programmatische Tendenz, die Anschluß an die vorderste Linie der analytischen Sozialwissenschaft verspricht. Gewiß liegt zunächst hier seine Anziehungskraft. Zugleich jedoch die Gefahr, daß an die Stelle alter neue Gewißheiten treten: zweifelhaft ist, ob die vorgeschlagenen analytischen Techniken wirklich 'das Beste der bürgerlichen Wissenschaft' (Elster 1982, 474) sind. Die Konfrontation zwischen Funktionalismus und Handlungstheorie ist nicht allein irreführend. Cohens Funktionalismus bleibt, von naturwissenschaftlichen Erkenntnisidealen irritiert, hinter den Einsichten einer aufgeklärten Soziologie zurück. Ein methodologischer Individualismus bietet hier keine Alternative. Er bleibt handlungstheoretisch steril und läßt sich durch die Spieltheorie schlecht belegen; die vorgeschlagene 'Mikrofundierung' ist weniger ein Erklärungsmodell als ein spätpositivistischer Anachronismus. Andererseits lassen sich weder die handlungstheoretische Intention noch das theoretische Potential der Spieltheorie und des Funktionalismus unter analytischem Vorzeichen ausschöpfen: als 'Techniken' wären sie zunächst material zu fundieren – vielleicht durch die in der voreilig verabschiedeten Werttheorie angezeigten Vergesellschaftungsform. (III.)

II. 'A Cumulative Shift'?

1. Gerald Cohens Fundamentalismus der Produktivkraftentwicklung

Der Analytische Marxismus erhielt seinen Anstoß und verdankt sein Ansehen Cohens Rekonstruktion des historischen Materialismus. Das mag überraschen, denn Cohens Buch verteidigt die Marxsche Theorie der Geschichte in einer selbstbewußt fundamentalistischen Version und auf ausschließlich textimmanente Weise. Auch wenn sich jedoch die geschichtstheoretische Diskussion des letzten Jahrzehnts aus definitiven Zwängen und weltanschaulichen Ritualen befreien konnte, um einen ungezwungeneren Kontakt zur 'bürgerlichen' Historiographie zu gewinnen⁴, ist ein erneuter Rekurs auf Marx' Schriften nicht überflüssig. Denn nach wie vor herrscht Unklarheit über Stellenwert und Stand einer materialistischen Geschichtstheorie. Die Einsicht, daß das *Kapital* keinem historischen Darstellungsprinzip folgt, schöpft weder den Horizont einer Theorie der Geschichte aus, noch trägt sie dem Umstand Rechnung, daß auch die Theorie des Kapitalismus einen historisch verfaßten Gegenstand thematisiert. Die Diskussionen der 70er Jahre haben ein ambivalentes Resultat hinterlassen. Zum einen den Eindruck eines ausarbeitungsbedürftigen Programms – einer allgemeinen Theorie der Geschichte, die Marx in der *Deutschen Ideologie* und im 'Vorwort' von 1859 skizziert, wenn auch nur für die bürgerliche Gesellschaft durchgeführt hat.⁵ Zum anderen die Auffassung, Marx habe sich bereits in der *Deutschen Ideologie*, deutlicher noch in seinen Sassulitsch-Briefen von universalistischen Aspirationen distanziert, so daß die Dialektik zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen seit den *Grundrissen* nicht mehr als das theoretisch tragende Prinzip anzusehen sei: erst der Kapitalismus universalisiere sich zur Weltgeschichte im eigentlichen Sinn und folge einem immanenten, keineswegs überhistorisch universalen Gesetz.⁶

Cohen und an ihn anschließend Roemer und Elster versuchen die Kontroverse für einen universalistischen Materialismus zu entscheiden, Cohen indem er die 'erklärende Bedeutung' der Begriffe in Marx' 'Vorwort' von 1859 mit den Mitteln der Analytischen Philosophie expliziert.⁷ Der Verlauf der menschlichen Geschichte, die Abfolge der Produktionsweisen und die Ausgestaltung der politischen und juristischen Verkehrsformen seien ganz aus ihrer Kompatibilität mit dem Stand der Produktivkraftentwicklung zu erklären. Der Aufstieg und Niedergang von Bewußtseins- und Rechtsverhältnissen vollziehe sich danach, ob sie die Entfaltung der Produktivkräfte fördern oder behindern. Konstituiert sich Geschichte im Spannungsfeld zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, unterwirft Cohen dieses Verhältnis einer zugespitzten Interpretation – einem Primat der Produktivkraftentwicklung, der sozialen Verhältnissen eine autonome Kausalität abspricht. Cohen stellt der 'dialektischen' Lesart eine 'technologische Version des historischen Materialismus' gegenüber (ebd., 147), die sich auf eine allgemeine historische Tatsache und auf ein grundlegendes Faktum der menschlichen Natur beruft: Die Menschen befinden sich einerseits in einer historischen Situation der Knappheit; andererseits

benutzen sie ihre Rationalität und ihre Intelligenz dazu, ihre Lage zu verbessern (ebd., 150 ff.).

Die Pointe von Cohens Rekonstruktion ist jedoch ein Erklärungsmodell, das die materialistische Richtung der Kausalität, von der Basis zum Überbau, mit der kausalen 'Rückwirkung' der 'abgeleiteten Sphären' versöhnen soll. Mit einem sorgfältig gegen die funktionalistische Soziologie abgegrenzten Schema funktionaler Erklärung versucht er den historischen Materialismus aus dem Dilemma zu befreien: nämlich wie Rechtsverhältnisse von ökonomischen Bedingungen abhängen können, wenn sie zugleich die Ökonomie kausal stabilisieren. Wenn in der ausgereiften Marxschen Theorie ein konsistentes Schema enthalten sei, so Cohens These, dann das funktionaler Erklärungen. Die zentralen Sätze des historischen Materialismus behaupten in dieser Interpretation, daß eine ökonomische Struktur dem erweiterten Stand der Produktivkräfte korrespondiert und Bestand hat, weil sie deren Entwicklung und Nutzung in maximalem Umfang fördert; das Sein bestimmt das Bewußtsein insofern, als die gesellschaftlich vorherrschenden Ideen dadurch erklärt werden, daß sie jene ökonomische Rollenstruktur aufrechterhalten, nach der die Produktivkräfte verlangen (Cohen 1978, 278 f.).

Auch wenn es vielleicht weniger durchsichtig ist, als man erwarten könnte, umgeht Cohens Schema zumindest die gängigen Einwände gegen eine funktionale Theorie und bietet sich an, jenen latenten Funktionalismus zu rationalisieren, der zweifellos viele marxistische Untersuchungen kennzeichnet. Cohen distanziert sich von teleologischen Konstruktionen und erhebt nicht den Anspruch genetischer Erklärungen. Ein spezifisches Ereignis wird nicht final durch seine Auswirkungen erklärt; noch wird von Wirkungen direkt auf auslösende Ereignisse rückgeschlossen. Beides würde auch Cohen zufolge der kausalen Zeitordnung zuwiderlaufen. Funktionale Zuschreibungen erhalten eine Form, die auf selbstregulative Zusammenhänge anspielt. Ein allgemeines dispositionelles Faktum erklärt das Auftreten eines funktionalen Ereignisses, das seinerseits in die hypothetische Umschreibung der Disposition eingeht, aus der es folgt. Cohen nennt diese Form dispositionelle Erklärung. Dispositionelle Erklärungen wären durch Abfolgegesetze abzustützen. Der Überbau hält funktional die Basis zusammen, und die Produktionsverhältnisse kontrollieren die Entwicklung der Produktivkräfte. In der Abfolge der Erklärung sei jedoch die Funktionalität des Überbau aus der Basis und die der Basis aus der Entwicklung der Produktivkräfte abzuleiten (Cohen 1983, 18). Die Eigenart dieses Schemas liegt wohl einerseits darin, daß es im Unterschied zum deduktiven Modell einen hypothetischen Schluß auf ein dispositionelles Faktum enthält: auf ein Gesetz über allgemeine gesellschaftliche Tendenzen. Andererseits erhält eine solche funktionale Hypothese erst dann Erklärungskraft, wenn ein entsprechender Mechanismus nachgewiesen ist.⁸

Wie immer man zu diesem Schema stehen mag, es geht auf Distanz zu historischen Prozessen. Offene historische Möglichkeiten, alternative Entwicklungspfade, das Handeln bewußter Akteure, politische Konstellationen, schließlich Klassenkämpfe rücken in Cohens Perspektive ins zweite Glied. Denn Cohens unnachgiebiger These vom Primat der Produktivkraftentwicklung korrespondiert ein ausschließlich über

ökonomische Strukturen definierter Klassenbegriff, der nicht nur von Bewußtseinsverhältnissen, Politik und Kultur absieht, sondern auch von Handeln schlechthin. Klassen bilden sich durch Eigentum an Produktionsmitteln, das sich juristisch artikuliere, aber durch effektive Verfügungsgewalt begründet sei.⁹ Klassenkampf sei nicht Resultat bewußten Handelns, sondern der funktionale Mechanismus, durch den sich die Entwicklung der Produktivkräfte vollziehe (Cohen 1978, 150).

2. John Roemers spieltheoretisch rekonstruierter Klassenbegriff

Verfährt Cohen vergleichsweise konservativ, setzt Römer das analytische Messer tiefer an. Er operiert nicht mit Marx' eigenem, Cohen zufolge funktionalem Erklärungsmodell, sondern mit den mathematischen Methoden der gegenwärtigen analytischen Sozialwissenschaft – »Werkzeuge par excellence sind Modelle rationaler Entscheidung: die allgemeine Gleichgewichtstheorie, die Spieltheorie und das von der neoklassischen Ökonomie entwickelte modelltheoretische Arsenal« (Roemer 1986, 192). Roemers Bedeutung für den analytischen Marxismus liegt daher zunächst in seiner exemplarischen Formalisierung ökonomischer Theoreme; die Transparenz seiner Modelle, etwa der Profitratenentwicklung, das in diesem Kontext abgeleitete Postulat einer Mikrofundierung des Marxismus durch die Entscheidungslogik individueller Akteure und sein spieltheoretischer Begriff von Ausbeutung fanden eine rasch wachsende Zahl von Anhängern.

Bei allem sollte nicht übersehen werden, daß Roemer in nicht häufig anzutreffender Klarheit zwischen Theorie und Modell unterscheidet – wenn er auch einen symptomatischen Mangel des gängigen Modellbegriffs nicht ausräumt. Seine Erläuterung modelltheoretischer Verfahren ist gleichermaßen geeignet, das erkenntnistheoretische Vorurteil abzubauen, Erkenntnis sei stets ein Modell, wie sie die naive Ansicht erschüttert, es gebe modellfreie Erkenntnis. Wie man weiß, arbeitete auch Marx mit Modellen – 'vereinfachenden Annahmen', die allerdings die Analyse materialer Probleme außerordentlich erschweren können, wenn man sich nämlich über ihren Modellstatus täuscht. Theorien sind Roemer zufolge mehrdimensionale Beschreibungen und Erklärungen komplexer Sachverhalte, als solche nicht von vornherein formal artikuliert, sondern von Intuitionen getragen. Theorien sind durch eine gewisse Vagheit gekennzeichnet, durch dunkle Zonen, in denen ihre Anwendbarkeit nicht eindeutig ist, in denen verschiedene Anwendungen womöglich inkonsistent sind, ohne die Theorie deshalb zu 'falsifizieren'. Modelle dagegen sind spezifische, in der Regel formalisierte Repräsentationen einer Theorie hinsichtlich eines spezifischen Anwendungsbereichs. Ihre formal transparente Struktur trägt dazu bei, widerstreitende Intuitionen an einem objektivem Standard zu klären. Modelltheoretische Präzision wird einerseits zwar durch eine geringere Reichweite erkauft: »ein Modell kann niemals eine Theorie ersetzen« (Roemer 1981, 3); andererseits erkunden Modelle das latente Potential einer Theorie, um sie gegebenenfalls zu bestätigen: »Modelle sind der formale Versuch, eine bestimmte intuitive Theorie zu verifizieren« (Roemer 1982a, 18). Auf Marx bezogen hält Roemer es

nicht nur für sinnvoll, mathematische Exkursionen im traditionellen Bereich der Preis-, Wachstums- und Krisentheorie zu unternehmen, sondern – im Interesse einer allgemeinen Klassen- und Ausbeutungstheorie – auch in die weniger leicht formalisierbaren Regionen des Bewußtseins, kultureller Hegemonie und des Kampfs um die politische Macht.

Der Hintergrund seines modelltheoretischen Engagements ist daher nicht primär formaler Natur, sondern betrifft ein drängendes reales Problem. Wie nämlich wäre Marx' am Kapitalismus des 19. Jahrhunderts entwickelte Theorie auf die nicht vorhergesehenen Ereignisse der Gegenwart anzuwenden? Wie sein Klassenbegriff auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Sowjetunion? Wie ließen sich im Sozialismus fortexistierende Ungleichheiten und Unfreiheiten, wie der außenpolitische Imperialismus Chinas, Vietnams und der Sowjetunion begreifen? Die notorischen Schwierigkeiten, die realsozialistischen Gesellschaften marxistisch einzuschätzen, ihre veränderten Klassenverhältnisse und Formen von Ausbeutung zu begreifen, sind Roemer das Indiz dafür, daß der herkömmliche Klassenbegriff unklar und unvollständig ist. Ziel eines verallgemeinerten Modells der Klassenbeziehungen und Ausbeutungsverhältnisse sei es, Schwachstellen der überlieferten Theorie freizulegen. Denn die traditionelle Kritik, allein an privatkapitalistischer Verfügungsgewalt über Produktionsmittel festgemacht, versage vor Gesellschaften mit anderen Eigentumsformen. Wie die historische Erfahrung zeigte, verschwindet Ausbeutung nicht von selbst, wenn die Produktionsmittel nationalisiert werden oder in staatssozialistische Regie übergehen. Angelpunkt der Marxschen Theorie, an dem sich zugleich ihre gegenwärtige Krise festmachen lasse, sei nicht die Analyse des Kapitalismus. »Der Teil des Marxschen Werks, den ich für die zentrale Einsicht halte, ist die Doktrin des Historischen Materialismus« (Roemer 1982a, 24). Erst die Generalisierung des klassischen Ausbeutungsbegriffs über die Werttheorie hinaus habe Aussichten, den 'Bewegungsgesetzen des Sozialismus' näher zu kommen (Roemer 1981, 6). Erst dann ließe sich die theoretische Krise des Marxismus überwinden.

Der theoretische Sinn modelltheoretischer Verfahren und einer Mikrofundierung des Marxismus, der ersten von Roemer nahegelegten Methode, erschließt sich jedoch zunächst im Kontext ökonomischer Theorie. Roemer präsentiert zum einen Modelle gegen die neoklassische und neo-ricardianische Kritik an der Werttheorie – unter geeigneten Bedingungen lasse sich die Äquivalenz von Profit und angeeignetem Mehrwert nachweisen; zum anderen versucht er die Herausforderung, die sich aus Okishios Theorem ergibt, klassentheoretisch zu wenden. Der Fall der allgemeinen Profitrate könne nicht aus dem Begriff des Kapital im allgemeinen oder durch ein 'Gesetz der steigenden organischen Zusammensetzung' des Kapitals abgeleitet werden, sondern allenfalls aus Entscheidungen, die einzelne Kapitalisten aus ihren Kostenkalkülen begründen – auch wenn dadurch der Fall der allgemeinen Profitrate nicht länger gewiß sei. Roemer zufolge resultiert daraus nicht per se eine Abschwächung der Marxschen Intention. Die Mikrofundierung aggregierter ökonomischer Größen eröffnet gegenüber Okoshios Ergebnis einer bei konstantem Lohnsatz steigenden Profitrate den Blick auf den sozialen Prozeß, der dem Kapital als gesellschaft-

lichem Verhältnis zugrunde liegt: die Bewegung der Profitrate ist nicht technologisch determiniert, sondern durch Klassegegensätze vermittelt (Roemer 1981, 132 f.). Hieraus ergibt sich ein von vornherein ambivalentes Verhältnis zur Gleichgewichtsanalyse, die Roemer als zweite Methode vorschlägt. Seine Aufforderung zur Mikrofundierung ergeht insofern nicht nur an Cohens Funktionalismus, sondern auch an die neoklassische Ökonomie. Unterstellt diese mit der Existenz eines Gleichgewichts nämlich, daß die rationalen Erwartungen der Akteure miteinander kompatibel sind, hätte sie im Grunde individuelles Verhalten vorgängig zu spezifizieren (Roemer 1981, 199 u. 17 ff.). An der herkömmlichen Gleichgewichtsanalyse vermißt Roemer indessen eine angemessene dynamische Betrachtung von Preiswechseln, von Verhalten außerhalb des Gleichgewichts¹⁰ und des Übergangs zwischen verschiedenen Zuständen. Genau das sei auch das Problem von Cohens Materialismus, der allein Gesellschaftsformationen im statischen Gleichgewicht kenne, nicht aber jene Prozesse, die Gleichgewichtszustände durchbrechen. Wenn Entscheidungen und Klassenkämpfe im Zentrum der Geschichte stehen, liegt es nahe, die Gleichgewichtstheorie spieltheoretisch zu dynamisieren, d.h. Existenzbeweise eines statischen Gleichgewichts um Beschreibungen der Pfade zu ergänzen, die in einem (neuen) Gleichgewicht konvergieren (Roemer 182b, 513 ff.).

Man kann Roemer insoweit gewiß nicht unterstellen – wie dies bei Modellkonstruktionen häufig der Fall ist –, zusätzlich unbegründete Prämissen einzuführen; das Postulat der Mikrofundierung stellt, im gegenwärtigen Kontext zumindest, verschwiegene Prämissen der marxistischen Theorie selbst unter Begründungszwang. Die Herausforderung ergeht an einen klassentheoretischen Objektivismus, der das Moment individueller Handlungsrationalität in fertigen kollektiven Akteuren verschwinden läßt. Roemers Einfluß auf Przeworski, Wright, Elster und andere ist in erster Linie einem Klassenbegriff geschuldet, der die Konstitution solidarischen Handelns nicht strukturalistisch entproblematisiert, sondern aus dem historischen Verhältnis des vorherrschenden Ausbeutungsmechanismus zum individuell vermittelten Interesse der Produzenten erst entwickelt. Marx' Werttheorie verliert zwar ihre preistheoretische Bedeutung, gleichwohl verteidigt Roemer sie als gültige Beschreibung kapitalistischer Ausbeutung gegen den Vorwurf, der Bezug auf Arbeit sei arbiträr und nach Belieben durch ein Korn- oder Erdölmodell ersetzbar.

Roemer nähert sich dem historischen Materialismus mit einem spieltheoretisch generalisierten Ausbeutungsbegriff – einer allgemeinen Taxonomie von Ausbeutungsformen, die sich auf ungleiche Ausgangsausstattungen mit veräußerbaren produktiven Ressourcen stützt, mit denen Individuen auf historisch spezifischen Märkten auftreten, um ihren Nutzen zu maximieren (Roemer 1982a, 15). Für den Kapitalismus ist das die ungleiche Verteilung von Produktionsmitteln bei gleicher Verteilung von Arbeitskraft – so daß die allein im Besitz ihrer Arbeitskraft befindlichen Individuen, um ihren Nutzen zu maximieren, ihre Arbeitskraft für Waren eintauschen müssen, die weniger Arbeit enthalten als sie entäußern; die Gemeinsamkeit ihrer Marktlage schließt sie zur Klasse zusammen (Roemer 1982a, 17). Um sozial überflüssige Ausbeutung handelt es sich genau dann, wenn sich unter einer anderen Verteilung der

Produktionsmittel für die Produzenten ein höherer individueller Nutzen erzielen ließe (Roemer 1982a, 20 u. 272). Roemers Gleichgewichte zielen nicht auf Pareto-Optimalität wie noch das spieltheoretisch erweiterte Gleichgewicht der Wohlfahrtsökonomie, sondern sind irreduzibel klassenspezifisch. Revolutionäre Klassen ziehen sich mit den Pro-Kopf-Anteilen ihrer Mitglieder an Ressourcen aus den bestehenden sozialen Arrangements zurück und formieren sich zu blockierenden Koalitionen eines durch gewisse 'Rückzugsregeln' spezifizierten alternativen Spiels. Offenbar ist darin beides enthalten: struktureller Zwang aufgrund ungleichen Eigentums und die Freiheit individueller Nutzenmaximierung. Der Klassentheoretiker zieht indessen den spieltheoretischen Ausbeutungsbegriff vom Produktionsprozeß auf Eigentumsverhältnisse zurück, beansprucht jedoch, die Perspektive der tatsächlichen Akteure zu repräsentieren. Kollektiv rationales Handeln orientiert sich auf kontrafaktische Zustände, auf das zukünftige Gleichgewicht einer alternativen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums, von der sich die bislang ausgebeuteten Klassenindividuen höheren individuellen Nutzen versprechen. »Ausbeutung enthält die Möglichkeit einer besseren Alternative« (Roemer 1982a, 196). Daraus ergibt sich eine zweite Begründung des methodologischen Individualismus: als aus individueller Nutzenmaximierung abgeleitetes Rationalitätsprinzip. »Der methodologische Individualismus folgt der deduktiven Methode; er versucht, historische Beobachtungen aus fundamentalen Postulaten über individuelles Verhalten abzuleiten, die hinreichend selbstevident sind« (Roemer 1982b, 514).

Wir konnten vom Realitätsgehalt dieser Modelle, über den Roemer keine Illusionen zu hegen schien, bislang absehen. Ihr theoretischer Status wird entscheidend, wenn es um den Erklärungswert geht, den Roemer ihnen zutraut. Sein Anspruch an den Marxismus ist immerhin der einer deduktiv-axiomatischen Theorie, die weitreichende Ableitungen aus selbstevidenten Prämissen vornimmt: »wenn wir die ökonomische Ungleichheit und den Zusammenhang der surplus-Aneignung in einer Gesellschaft verstehen, dann können wir politisches Verhalten und die Phänomene des Überbaus als Korollar ableiten« (Roemer 1982a, 8). Nun ist eine Taxonomie nicht schon eine allgemeine Theorie. Mit dem spieltheoretischen Kriterium sozial notwendiger bzw. hinfalliger Formen der Ausbeutung und dem über sie definierten Klassenbegriff nähert sich Roemer immerhin dem, was er für das Zentrum der Marx'schen Theorie hält, um einen nicht geringen Erklärungsanspruch zu formulieren. »Ich verbinde die Theorie der Ausbeutung mit der Theorie des historischen Materialismus in einer präzisen Weise, so daß wir verstehen können, inwiefern der historische Materialismus eine Evolution von Formen der Ausbeutung im Fortgang der Geschichte vorhersagt« (Roemer 1982a, 1). Roemers Theorie der Geschichte kennt ein Bewegungsprinzip, einen dynamischen Mechanismus und eine Richtung. Geschichte schreitet in einer aufsteigenden Folge von Eigentumsformen voran, die den Zugang der Individuen zum produzierten Reichtum regulieren. »Der Grund, aus dem ein Rechtsanspruch eliminiert wird, ist, daß er zur Fessel der Produktivkraftentwicklung wird. Der Mechanismus, durch den der fragliche Eigentumsanspruch beseitigt wird, ist der Klassenkampf, wobei Klassen hinsichtlich der Ansprüche beziehungsweise

des Einkommens definiert sind, die aus dem fraglichen Eigentum resultieren« (Roemer 1982a, 284). Das technisch determinierte Moment historischen Fortschritts scheint in die Sprache sozialer Konflikte übersetzt, die Cohens statisch definierte Typologie der Gesellschaftsformationen dynamisiert. Sie soll die Umstände definieren, unter denen sich eine ausgebeutete Klasse rational dafür entscheiden würde, die herrschenden Eigentumsverhältnisse umzustürzen. Aus dem historischen Fortschritt extrapoliert Roemer eine dritte, ethische Rechtfertigung seines Individualismus: als Postulat zunehmender Selbstverwirklichung der Menschen als Gattung wie als Individuen.

Kann eine Taxonomie, d.h. eine mehrdimensionale Klassifikation, theoretischen Ansprüchen dieser Reichweite genügen? Es scheint, als hätte Roemer seine Unterscheidung zwischen einer Theorie und ihren Modellen vergessen und würde seine Definitionen bereits als reformulierten historischen Materialismus begreifen. Nicht weniger als Theorien einer problemorientierten Spezifizierung durch Modelle bedürfen, sind klassifikatorische Modelle auf theoretische Begründungen angewiesen. Roemers Auffassung von Theorie droht in ethische Intuitionen und formale Modelle auseinander zu brechen, die weder theoretisch verankert noch empirisch identifizierbar sind.¹¹ Sein an Eigentumsverhältnissen orientierter Klassenbegriff abstrahiert großzügig von den produktiven Prozessen, die er voraussetzen muß, wie auch von ihrer herrschaftsförmigen Organisation. Klassentheoretisch gesehen bleibt der Produktionsprozeß ein technologisch determiniertes An-Sich. Ausbeutung und klassenbestimmtes Handeln werden abgekoppelt von der Dynamik der Kapitalakkumulation. Roemers Ausbeutungsbegriff bleibt daher in entscheidender Hinsicht unterbestimmt. Nicht, weil solidarisches Handeln von imaginierten zukünftigen Zuständen höherer Gerechtigkeit überhaupt abhängig wäre,¹² sondern weil Roemer nicht einsichtig machen kann, wie sich diese in Handlungsmotive umsetzen. Der Übergang von historisch notwendiger zu überflüssiger Ausbeutung hängt an spieltheoretisch nicht einholbaren Informationen über den historischen Entwicklungsstand der Ökonomie und ihrer Organisation. Solche, für die Konstitution rationalen Klassenhandelns entscheidenden Informationen sind weder dem spieltheoretischen Marxisten noch Roemers Akteuren zugänglich.

Wenn spiel- und werttheoretisch gefaßte Ausbeutung in der Beschreibung der kapitalistischen Ökonomie zusammentreffen – was die Fruchtbarkeit modelltheoretischer Verfahren belegen soll –, so nicht aufgrund theoretischer Korrespondenzen, sondern aufgrund soziologischer Anschauungen. Roemer beschreibt den Kapitalismus nicht aus ökonomisch abgeleiteten Gründen als ungleiche Verteilung von Produktionsmitteln bei gleicher Verteilung von Arbeitskraft, sondern weil er hofft, dadurch den empirisch vorfindlichen sozialen Konflikten eine rationelle, vor allem ethisch gerechtfertigte Interpretation zu verleihen (Roemer 1982a, 287). Wie ernst kann es jedoch eine Theorie, die von den 'historischen Aufgaben einer Epoche' und von 'sozial notwendiger Ausbeutung' spricht, mit dem methodologischen Individualismus oder gar mit geschichtsmächtigem Handeln meinen? Roemers Ausbeutungstheorie ist funktional auf Klassenkoalitionen bezogen, auf Individuen ist sie nicht

anwendbar. Die handlungstheoretische Dynamisierung des historischen Materialismus bleibt vorerst aus. »Die hier vorgeschlagene Theorie der Ausbeutung beansprucht die historische Entwicklung zu erhellen, ohne auf die Wahrnehmungen derjenigen Leute Bezug zu nehmen, die die Geschichte machen« (Roemer 1982a, 288). Marx' Theorie zerfällt über ihrer Umformung in eine Klasse von Modellen in drei Abteilungen: in eine induktive Theorie historischer Gesetze, in eine teils induktive, teils deduktiv-axiomatische Ökonomie, die Klassenhandeln mikrologisch prognostizieren soll, und in einen soziologisch auszuförmulierenden ethischen Imperativ für den Sozialismus (Roemer 1982b, 518).

3. Adam Przeworski – Individualisierung im demokratischen Kapitalismus und das Dilemma des 'Electoral Socialism'

Unter Roemers Einfluß verlagerten sich Adam Przeworskis Interessen von systemtheoretischer Globalanalyse¹³ auf individuell vermittelte Entscheidungsprozesse – wobei seine methodischen Optionen mit einer Diagnose der politischen Kräftekonstellation in den gegenwärtigen Gesellschaften unlösbar verbunden sind. Przeworskis analytischer Marxismus ist zwar, was seine Reichweite betrifft, zurückhaltender, jedoch in höherem Maße material vermittelt und politisch akzentuiert als der Cohens oder Roemers. Unterhalb der Ebene von Cohens funktionalistisch sichergestelltem Fortschritt und Roemers statischer Taxonomie spieltheoretischer Gleichgewichte geht er jenen Prozessen nach, in denen sich kollektive Akteure und institutionelle Kompromisse erst ausbilden. Dynamische Mikrofundierung hätte zunächst die faktische Reproduktion der Klassenstruktur, die einer gegebenen Gesellschaft zugrundeliegt, zu erklären. Denn soziale Strukturen sind in Przeworskis Augen nicht aus den Produktionsverhältnissen, geschweige denn den Produktivkräften direkt abzuleiten, sondern kontingentes Ergebnis politisch ausgetragener Konflikte und als solche in fortlaufender Restrukturierung begriffen. Entscheidungstheoretisch entschlüsselt, stehen soziale Strukturen in jedem historischen Moment zur Disposition. Przeworskis Theorie des electoral socialism scheint geeignet, Giddens ontologischen Grundbegriff der Strukturierung in die wissenschaftlich operationalisierbare These der politischen Konstituierung von Klassen durch das Wahlsystem zu übersetzen. Denn seine Aufmerksamkeit gilt weniger universalgeschichtlichen Dimensionen als den in den bestehenden Institutionen inkorporierten Entscheidungen; seine Intention zielt weniger auf einen hypothetischen Vergleich historischer Formationen, als darauf, verborgene Alternativen in der Struktur der gegenwärtigen Gesellschaft freizulegen. Der methodologische Individualismus und eine historisch informierte Gleichgewichtsanalyse gehen hier aus empirischen Studien über die Herausbildung von Klassen hervor; sie stehen im Kontext eines unorthodoxen Kapitalismusbegriffs, der Licht auf die Krise sozialistischer bzw. sozialdemokratischer Politik und auf die Herausforderung der neuen Rechten werfen könnte.

Um die fortgeschrittenen Industrieländer zu charakterisieren, inszeniert Przeworski daher kein neues Stadium gesellschaftlicher Entwicklung und keinen neuartigen

Krisentyp. Der demokratische Kapitalismus, das Leitmotiv seiner Studien, beruhe seit je auf einem dynamischen Kompromiß – der sich entgegen einem evolutionären Optimismus sehr wohl als reversibel erweisen kann. Historisch gesehen habe die Konfrontation der Arbeiterklasse mit einem repressiven Staatsapparat und das drängende Interesse an tatsächlicher Verbesserung der Lebensbedingungen einer revolutionären Klassenpolitik gegen die bestehende Ordnung ohnehin niemals eine reale Chance gelassen. Unter den vorgefundenen Machtverhältnissen war und ist es durchaus rational, Profite als Bedingung künftigen Wachstums anzuerkennen – solange für ihre Verwendung ein politischer Spielraum offensteht. Der Kapitalismus sei nämlich kein Nullsummenspiel zwischen Kapital und Lohnarbeit, sondern ein dynamisches System. Über die konsequente öffentliche Kontrolle der Investitionen und der Einkommensverteilung lassen sich noch innerhalb des Kapitalismus sozialistische Ziele realisieren (Przeworski/Wallerstein 1982, 217). Eine kapitalistische Ökonomie: privates Eigentum an Produktionsmitteln, und demokratische Institutionen: die Chance, Investitionen politisch zu dirigieren und weite Bereiche der Gesellschaft bewußt zu gestalten, waren Grundlage jenes erfolgreichen Konsenses zwischen den Organisationen der Lohnarbeit und des Kapitals, der den Kapitalismus seit den 30er Jahren bis ins letzte Jahrzehnt gekennzeichnet habe.

Die Aussicht, die Przeworski einer sozialistischen Politik noch innerhalb des demokratischen Kapitalismus einräumt, bleiben theoretisch nicht folgenlos. Przeworski spitzt seine Diagnose auf drei Thesen zu, die das Selbstverständnis marxistischer Theorie empfindlich treffen. Zum ersten entwertet er Marx' ökonomische Theorie. Sie eigne sich allenfalls zur Rechtfertigung revolutionärer Absichten, nicht jedoch zur effektiven gesellschaftlichen Gestaltung. »In der Tat war die marxistische ökonomische Theorie niemals von ökonomischer Wichtigkeit für die Linke« (Przeworski/Wallerstein 1982, 206). Ein strukturpolitisch verlängerter Keynesianismus sei die adäquate Theorie der Arbeiterklasse innerhalb des demokratischen Kapitalismus. Ihr entspreche ein politisch ausbalanciertes Gleichgewicht zwischen Löhnen und Profiten – selbst wenn dahinter eine linke Austerity lauert. »Wenn die Fähigkeit, den Sozialismus zu errichten in der kapitalistischen Gesellschaft nicht ökonomisch, politisch und ideologisch organisiert ist, ergeht es den Lohnarbeitern besser, wenn sie die Krise vermeiden und kooperativ an der Reproduktion der kapitalistischen Akkumulation mitwirken« (Przeworski 1980, 165). Die von Marx nicht für möglich gehaltene Stabilität des Kapitalismus läßt sich demnach weder auf ideologische noch auf repressive Apparate zurückführen, sondern allenfalls auf ein unter den gegebenen Umständen durchaus rationales Interesse der Arbeiter, die innerkapitalistischen Alternativen: zwischen einem marktliberalistischen und einem keynesianischen Entwicklungspfad, für sich zu entscheiden.

»Selbst wenn sie ihrerseits von den kapitalistischen Verhältnissen geprägt wurde, ist die Arbeiterklasse eine aktive Kraft der Umbildung des Kapitalismus gewesen. Wir werden die Elastizität des Kapitalismus niemals verstehen, wenn wir ihre Erklärung nicht in den Interessen und Aktionen der Arbeiter selbst suchen« (Przeworski 1985, 3).¹⁴

Zweitens ergibt sich daraus ein handlungstheoretisch gewendeter Klassenbegriff.

Przeworski spricht sich gegen die Annahme aus, Klassenhandeln sei strukturell, durch ökonomische Gesetze, durch Eigentumsverhältnisse oder kulturelle Normen determiniert. Die Achillesferse des Marxismus sei ein unproblematisiertes Verhältnis von Individuen und sozialen Strukturen. Klassen formieren sich in einem diskontinuierlichen, ebenso von politischen Organisationen wie von handelnden Personen ausgetragenen historischen Prozeß: als bewegliche Relation zwischen individuellen Akteuren und strukturellen Positionen im ökonomischen wie im politischen System (Przeworski 1985, 81). Statt Hoffnungen in die Neigung der Arbeiter zu kollektivem, vielleicht gar revolutionärem Handeln zu investieren, wäre nach den Bedingungen zu fragen, unter denen gemeinsames Handeln auch individuell zweckrational erscheint. Hier liegt ein weiteres Motiv für einen methodologischen Individualismus. Przeworski sieht die strategische Situation der Arbeiter eher durch Konkurrenz am Arbeitsmarkt als durch spontane Solidarität gekennzeichnet. Strikt individuell orientiertes Handeln führt in dieser Situation jedoch zu kollektiv suboptimalen Ergebnissen, spieltheoretisch gesprochen in ein Gefangenendilemma, das erst durch gewerkschaftliche Organisation zu überwinden wäre. Gemeinsame objektive Bedingungen erzeugen nicht schon politisch gleichgerichtetes Handeln. »Die Organisation der Arbeiter als eine Klasse ist nicht unausweichlich« (Przeworski/Sprague 1986, 182). Erst negative Erfahrungen und ihre theoretische Rekonstruktion machen Gründe für kooperatives Handeln einsichtig. Nicht der Marxismus, sondern die Spieltheorie habe die Bedingungen, unter denen Kooperationen wahrscheinlich werden, zuerst als eigenständiges Problem erkannt. An individuellen Interessen, an Entscheidungssituationen und rational erwogenen Alternativen anzusetzen sei daher für die Klassentheorie, auch um den Preis radikaler Selbstkritik, verbindlich.

»Alles in allem erfordert die Perspektive des methodologischen Individualismus ein komplettes Neuüberdenken der marxistischen Theorie des Klassenhandelns. () Ich bin mir nicht sicher, ob irgend etwas von der marxistischen Klassentheorie aufrechterhalten werden kann« (Przeworski 1986, 129 f.).

Diese Einwände sind an Cohens und Roemers Orthodoxie adressiert, die zwischen ökonomischer und politischer Sphäre unterscheidet, um letztere auf ein Epiphänomen stummer ökonomischer Selbstregulation zu reduzieren. Przeworski insistiert dagegen auf einer politischen Theorie der Ökonomie, die Produktionsmodelle lediglich als Analyse der technischen Grenzen politischer Verteilungskämpfe begreift (Przeworski 1982, 232 u. 234).¹⁵ Im Zentrum der Ökonomie steht indessen auch hier nicht die gesellschaftliche Form der Arbeit. Akkumulations-, klassen- und staatstheoretisch scheint die Werttheorie redundant. Die produktionsbezogene Ökonomie sei durch eine Theorie der politischen Distribution zu ersetzen, die den politischen Determinanten der ökonomischen Dynamik nachgeht.

Strukturieren sich Klassen im politischen Konflikt, steht im Hintergrund eine beunruhigende dritte These. Die kompromißhafte Struktur des demokratischen Kapitalismus reproduziert sich im Dilemma sozialistischer Politik. Der Eintritt der mehrheitlich sozialdemokratisch organisierten Arbeiterbewegung in den bürgerlichen Staat hat Przeworski zufolge die Aussichten auf eine sozialistische Transformation grundlegend verändert. Die Spannung zwischen Parteistrategie, Klassenorganisation

und individueller Wahlentscheidung erzeugt Tendenzen politischer Individualisierung, durch die der parlamentarische Weg zum Sozialismus sich selbst blockiert. In den fortgeschrittenen Ländern ist nicht allein der revolutionäre Umsturz ausgeblieben. »Keine politische Partei hat jemals mit einem Programm, das eine sozialistische Transformation der Gesellschaft anbietet, eine Wahlmehrheit gewonnen« (Przeworski/Sprague 1986, 1). Verbessern Reformen die Lebenschancen der Arbeiter im Kapitalismus, addieren sie sich gleichwohl nicht zu einer kontinuierlichen Strategie, die dem ursprünglichen Endziel des *electoral socialism* näher käme. Die Ursachen des reformistischen Dilemmas sucht Przeworski im strukturierenden Effekt des Wahlsystems. Im parlamentarischen Kampf um die Macht relativiert sich Klassenpolitik am Verhalten der anderen Akteure. Da sich in Wahlen heterogene Interessen repräsentieren, ist seine Funktionsweise wesentlich konservativ. Machen sich Arbeiterparteien, um ihr Programm über parlamentarische Mehrheiten durchzusetzen, von der Zustimmung aus anderen Klassen abhängig, lockern sie in dem Maß, in dem sie sich zu Volksparteien öffnen, die Loyalität ihrer traditionellen Mitglieder. »Wenn sich Linksparteien Gehaltsempfängern oder dem Kleinbürgertum zuwenden, um Wahlunterstützung zu erhalten, desorganisieren sie die Arbeiter als Klasse und haben mit Wahlverlusten unter Arbeitern zu zahlen« (Przeworski/Sprague 1986, 179).¹⁶ Przeworskis Individualismus, aus einer politischen Fragestellung geboren, läßt sozialistische Politik in einer gewissen Hoffnungslosigkeit zurück. Nicht nur die revolutionäre, auch die parlamentarische Strategie sei womöglich gescheitert. »So mag die Ära des Wahlsozialismus vorüber sein« (Przeworski/Sprague 1986, 185).

Przeworskis Differenzen zu Roemer machen es schwer, den Analytischen Marxismus als ein theoretisch kohärentes Projekt anzusehen. Przeworskis 'historisches Gleichgewicht' ist weder ein neoklassisches, noch läßt es sich auf klassenspezifisch aufgeherrschte Konstellationen festlegen. Es steht in der Nähe zu Gramscis durch Kompromisse gekennzeichnetem Hegemoniekonzept, demzufolge nicht katastrophische Gleichgewichte, in denen die gesellschaftlichen Kräfte auf wechselseitige Vernichtung drängen, sondern konkret koordinierte Interessen dem normalen Gang der Gesellschaft entsprechen (Przeworski 1980, 134 ff.). Historisch gesehen waren Klassenkompromisse ebenso produktiv, wie Revolutionen nur erfolgreich sein konnten, weil sie das Reproduktionsniveau einer Gesellschaft als Ganzer steigerten – was eine bloße leninistische Redistribution von Eigentumstiteln kaum erreichen würde.¹⁷

So sehr man jedoch der Absage an einen Ökonomismus, der politische und kulturelle Strukturen als 'Korollar' von Eigentumsverhältnissen betrachtet, zustimmen kann, Przeworski erliegt der komplementären Gefahr einer Überpolitisierung theoretischer Kategorien. Werden Strukturen schlechthin in Resultate von Entscheidungen aufgelöst, entsteht der Eindruck einer vollkommen transparenten und disponiblen Gesellschaftsordnung. Paradoxe Weise führt die Überhöhung von Willensverhältnissen zu einer dualistischen Sicht der Ökonomie, die selbst das in Roemers Profitratentheorem noch enthaltene Moment der Technikwahl entpolitisiert. Der Produktionsprozeß wird auf ein technisches Aggregat reduziert, dessen politische Dimension erst in der Verteilungssphäre beginnen soll. Das Desinteresse an Marx' ökonomischer Theorie

rächt sich in einer eigentümlichen Naivität. Die ökonomische These, auf der Przeworskis politisierte Akkumulationstheorie basiert, bleibt undiskutiert: daß sich nämlich eine Lohnquote politisch aushandeln ließe, die optimales Wachstum garantiert. Im Idealfall könnte sich die kapitalistische Ökonomie krisenfrei reproduzieren. Der demokratische Kapitalismus wäre stabil, wenn ihn nur überzogene Lohnforderungen oder der neokonservative Versuch, seine demokratische Komponente aufzukündigen, nicht aus dem Gleichgewicht brächten. Die Strategie, die Przeworski verfolgt, trägt vertraute Züge: Keynesianismus und aktive Strukturpolitik – das schwedische oder auch: das westdeutsche Modell (Przeworski/Wallerstein 1982, 213).

Die Verallgemeinerung der 'ökonomischen Methode', die Przeworski propagiert (Przeworski 1986, 120), steht einer politischen Theorie, die auf gemeinsames Handeln zielt, nicht gut an. Seine ökonomische Analyse verläßt sich auf den sozialdemokratischen Common Sense vergangener Jahre. Dem entspricht ein ebenfalls dualistischer Politikbegriff. Das strategische Dilemma des *electoral socialism* ist zugleich eines des methodologischen Individualismus. Die sozialdemokratische Entscheidung für den Kapitalismus war Przeworski zufolge nicht nur im Grunde ohne Alternative, sie setzte zugleich einen verhängnisvollen Mechanismus nicht-intendierter Folgen in Gang, der sich individuellen Entscheidungen definitiv entzieht. Zwar ließe sich ein bequemer Kapitalismus arrangieren, doch droht die politische Individualisierung in Freiheitsverlust umzuschlagen. Nicht die Ökonomie, das Wahlsystem als solches erscheint als Schicksalsmacht des demokratischen Kapitalismus: »Die entscheidende Frage betrifft nicht die Motivationen von Parteiführern sondern die Auswirkungen einer Beteiligung an Wahlen auf die Bewegung für den Sozialismus. Es handelt sich um eine Frage nach Bedingungen, die unabhängig vom Willen eines jeden sind, nach der Struktur der Situation, in der sich eine sozialistische Bewegung in einer demokratisch-kapitalistischen Gesellschaft wiederfindet« (Przeworski/Sprague 1987, 2). Eine unvermittelte Dualität kennzeichnet schließlich Przeworskis Klassenbegriff. Klassen scheinen einerseits in politische Prozessualität aufgelöst, andererseits reagieren sie immer schon – was nun doch einem Begriff der Klassen an sich entspräche – auf einer strategischer Interaktion strukturell vorgegebenen, 'parametrischen Zwang' (Przeworski 1986, 131). Die im Kapitalismus verborgene Alternative rückt darüber in die Ferne einer sozialistischen Utopie, deren Erfüllung erst beides, den Individualismus politischer Entscheidungen und die strukturellen Zwänge des Kapitalismus, überwunden hätte.

»Die wirkliche Eigenschaft einer sozialistischen Organisation der Gesellschaft ist die Fähigkeit der Gesellschaft, sich als Ganze dafür zu entscheiden, in einer demokratischen Weise jene Zusammensetzung von Bedürfnis zu wählen, die durch die Allokation von Ressourcen befriedigt werden sollen« (Przeworski 1982, 238).

4. Jon Elsters 'Making Sense of Marx': Nutzenmaximierung und Sozialpsychologie

Die bislang skizzierten Beiträge zu einem Analytischen Marxismus folgen keinem durchgehend einheitlichen Programm. Dennoch hat Jon Elster versucht, sie für eine Neubewertung der Marxschen Theorie als Ganzer zu gewinnen. In *Making Sense of*

Marx (1986) sichtet Elster Marx' frühe anthropologische Äußerungen, seine Analysen von Kapital, Staat und Ideologie, seine aktuellen politischen Kommentare, schließlich die Erwartung einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft, um sie den harten Standards der gegenwärtigen Wissenschaft zu unterwerfen. Elsters Leitlinien sind klar gesteckt: es geht ihm darum, Marx' vielschichtiges Werk von schlechten Hegelschen Rückständen, den modernen Marxismus von funktionalistischen Beimischungen zu reinigen. Elsters Rekonstruktion steht nicht im Kontext eines eigenen theoretischen Entwurfs; seine methodischen Positionen sind nicht material hergeleitet, sondern verallgemeinern Roemers und Przeworskis Individualismus zu einem Erklärungsprinzip¹⁸, das zugleich andeutet, wo die Grundlagen einer zeitgemäßen Gesellschaftstheorie zu suchen wären. »Die Insistenz auf dem methodologischen Individualismus führt zur Suche nach Mikrofundierungen der marxistischen Sozialtheorie. (...) Was Mikrofundierungen für die marxistische ökonomische Theorie bedeuten, sollte die Sozialpsychologie für die marxistische Theorie der Ideologie leisten. Ohne sichere Kenntnis der Mechanismen, die auf der individuellen Ebene arbeiten, sind die großen marxistischen Behauptungen über Makrostrukturen und langfristigen Wandel verurteilt, auf der Stufe der Spekulation zu verbleiben« (Elster 1982, 454). Zur gesunden Dosis Positivismus, die er gegen funktionalistische Irritationen verschreibt, gehört an erster Stelle ein Erklärungsschema, nach dem soziale Phänomene aus harten kausalen Gesetzen abzuleiten wären – ein einheitswissenschaftliches Ideal: »Das Ziel der Wissenschaft besteht darin, mit Hilfe von Gesetzen zu erklären« (Elster 1985, 5).¹⁹ Elster versteht seinen Individualismus demnach primär als ein Postulat, das dem Analytischen Marxismus wissenschaftstheoretische Autorität verleihen soll; es formuliert Adäquatheitsbedingungen, die zulässige Erklärungen von funktionalistischen Konstruktionen und dialektischen Fehlschlüssen abgrenzen sollen. Die im Analytischen Marxismus angelegte Tendenz, Theorie auf wenige Grundsätze zu reduzieren, ist hier am weitesten getrieben. Elsters Einschätzung der Marxschen Theorie vermittelt einen Eindruck von den Chancen dieses Verfahrens – und wird daher später einen geeigneten Ansatz bieten, nach der methodischen Qualität des Analytischen Marxismus zu fragen.

Gesellschaftstheoretische Erklärungen umfassen demnach drei Momente: die kausale Ableitung mentaler Zustände; die intentionale Erläuterung individueller Handlungen aus Zielen und Präferenzen; die kausale Erklärung aggregierter Phänomene aus Handlungsfolgen. Im Zentrum steht ein Handlungsbegriff, dem Elster zugleich zutraut, Handlungen nicht nur zu definieren, sondern auch zu erklären. Handeln erscheint als Versuch, klar umrissene Ziele mit verfügbaren Mitteln in vorgegebenen Situationen zu erreichen: als Maximierungsverhalten. Entscheidend ist der Übergang von analytischen Rationalitätskriterien zu kausal wirksamen Motiven. Handlungen sind rational und werden ausgeführt, weil sie gewisse Absichten aus der Sicht der Akteure optimal realisieren. Erst diese, keineswegs unumstrittene Voraussetzung erlaubt es, von *rational-choice explanations* zu reden. In der Logik solcher Erklärungen gilt Kooperation bereits als abgeleitetes Phänomen und wäre auf gleichgerichtete

individuelle Interessen oder den Individuen aufgeherrschte Ziele zurückzuführen. Uneigennütziges Handeln rückt ins zweite Glied, da es sich parasitär zu egoistischem verhält. Elster führt dieses Programm radikal durch. Zwar räumt er ein, daß es sowohl kollektive Vorstellungsgehalte gibt als auch individuelle Eigenschaften, die sich erst in sozialen Beziehungen realisieren; auch mag die Gefahr vorzüglicher, mikrotheoretisch nicht hinreichend abgesicherter Reduktionen bestehen. Wissenschaft verlange jedoch, Ursachen und Wirkungen, die nur als partikuläre existierten, ohne Rekurs auf überindividuelle Zwischenglieder aufeinander zu beziehen.

So wendet Elster dieses Prinzip denn auch auf strategische Situationen an, in denen keine Person als einzelne alle Bedingungen kontrolliert: in denen die Akteure ihre Intentionen wechselseitig anerkennen müssen, um ihre je eigenen Interessen zu realisieren. Selbst eine kollektiv erzeugte, soziale Kausalität bricht Elster zufolge nicht den Primat individuellen Nutzens. Die Theorie der Spiele wird als spezieller Fall der rationalen Entscheidungstheorie definiert; kooperative Lösungen werden nicht-kooperativen Spielen aus methodologischen Gründen nachgeordnet. 'Rational-Choice Erklärungen' können Elster zufolge zwei Einwände integrieren: auch wenn gemeinsame Werte und Situationsdefinitionen individuelle Präferenzen beeinflussen, treten sie deshalb nicht an ihre Stelle; kooperativ erzeugten Effekten seien stets noch individuelle Entscheidungen, nämlich in gemeinsames Handeln überhaupt einzutreten, logisch vorausgesetzt (Elster 1985, 10 Fn. 2 u. 3; 1982, 464 f.).

Um die Dynamik strategischer Situationen einzufangen, beschränkt sich Elster nicht darauf, Präferenzen und Situationsdeutungen äußerlich einander zuzuordnen. Der Anpassung von Zielen an situative Grenzen ('Saure Trauben') oder der eingesetzten Mittel an Präferenzen ('Ulysses und die Sirenen') schenkt er besondere Aufmerksamkeit. Um sie und ähnliche Mechanismen aufzuschlüsseln, sei es erforderlich, Rational-Choice Erklärungen kausal zu unterfüttern – zum einen durch interne psychische Mechanismen, die Bedürfnisse und Ziele mit äußeren Bedingungen abstimmen; zum anderen durch nichtintendierte Handlungsfolgen, die an eine fortlaufende Umbildung von Präferenzen rückgekoppelt sind. Zur ersten Gruppe subintentional wirkender Faktoren zählt Elster 'heiße Mechanismen', etwa der Spannungsreduktion, mit der subalterne Klassen sich in ihr Schicksal fügen, oder 'kalte Mechanismen' rein kognitiver Verarbeitung (Elster 1985, 18 ff. u. 465 ff.). Zur überindividuellen Kausalität zählen zufällige, durch Irrtümer oder Unwissenheit hervorgerufene Ereignisse, nicht-beabsichtigte Wirkungen, deren Beständigkeit gleichwohl auf motivationale Mikro-Mechanismen zurückzuführen ist.

Die Abgrenzung zum funktionalen Schema, wie es Elster versteht, ergibt sich von selbst. Wären danach Ereignisse durch ihre nützlichen Folgen bereits erklärt, bliebe die Frage ihres Bezugs offen. Für jedes Phänomen ergäben sich, je nach Zurechnung seiner Effekte, beliebig viele verschiedene Erklärungen (Elster 1985, 28). Nichtintendierte tatsächliche Handlungsfolgen sind jedoch nicht schon durch ihren Nutzen für ein 'objektives Interesse' oder das einer konspirierenden Gruppe erklärt, sondern erst dann, wenn gesetzesförmige Verknüpfungen mit identifizierten Interessen nachgewiesen sind. Dies vorausgesetzt, ist der methodologische Individualismus durch-

aus mit Cohens funktionalen Erklärungsskizzen kompatibel: als ihnen angemessene Form der Ausarbeitung.

»Soweit das hauptsächlich funktionale Paradigma an teleome Mechanismen appelliert, wie in der Erklärung des Marktverhaltens durch ein Modell der natürlichen Selektion in der Konkurrenz zwischen Firmen, läßt sich dagegen nichts einwenden« (Elster 1982, 45).

Man wird freilich fragen müssen, ob die Postulate des Individualismus und der Mikrofundierung tragen, wenn es darum geht, soziale Sachverhalte tatsächlich zu erklären. Ebenso wie die Allgemeine Gleichgewichtstheorie eher eine Theorie auf der Suche nach Akteuren ist, die ihren Verhaltensannahmen genügen, als eine kausale Erklärung der ökonomischen Realität (Hahn 1973, 18 ff.), waren die Erfahrungen mit der Spiel- und Entscheidungstheorie als Prinzipien der Theoriebildung in den 50er und 60er Jahren nicht gerade ermutigend (s. Ackoff 1959). Zu welchen Ergebnissen würde also Elsters Mikrofundierung des Marxismus führen?

Elsters Blick auf Marx' Theorie ist durch methodologische Interessen geprägt. Er entdeckt in Marx' Schriften einerseits helllichtige Antizipationen der Spieltheorie und Theoreme endogenen Präferenzwandels, andererseits Rückfälle in funktionalistische Scheinerklärungen und undurchsichtige dialektische Ableitungsversuche. Da ihm Cohens hermeneutisches Interesse, Roemers ökonomischer und Przeworski empirischer Hintergrund fehlt, muß er sich ganz auf die Plausibilität seiner analytischen Prinzipien verlassen. Aus ihnen ergibt sich ein recht eigenwilliges Interpretationsverfahren, das weniger Marx' Intentionen erschließt, als Elsters interessierte Auffassung an Marx'schen Zitaten illustriert. Dem Verdikt eines unabgeleiteten Funktionalismus fallen Marx' Geschichtstheorie, Kapitalismusanalyse, seine Staats- und Ideologietheorie zum Opfer; Sympathien bringt Elster für sonst eher geringgeschätzte Teile des Marx'schen Werkes auf – für gewissen normative und anthropologische Voraussetzungen und die politischen Schriften.

So überblendet Elster Marx' ökonomische Theorie umstandlos mit neoklassischen Schemen. Die Reproduktion der Lohnarbeiter wird unter eine 'Theorie des Konsumenten-', Kapitalakkumulation unter eine 'Theorie des Produzentenverhaltens' subsumiert. Seine Einwände überraschen wenig; er klagt jene Mängel ein, auf die in ähnlicher Erwartung bereits Samuelson, Okishio, Steedman und andere gestoßen waren: da 'nicht beobachtbar', seien Wertgrößen nicht handlungsrelevant; aus Marx' 'Arbeitswerttheorie' könne man weder Gleichgewichtspreise noch eine Gleichgewichtsprofitrate ableiten; im Glauben, daß Kapitalisten lediglich die Gesetze des Kapitals im allgemeinen vollstrecken, lasse sie die Wahl der Technik unterbestimmt. Vielleicht als ethisches Postulat noch zu retten, scheinen auch an dieser Version der Werttheorie Zweifel zulässig. Denn in der Welt der Modelle steht es frei, sich einen moralisch sauberen Kapitalismus vorzustellen: »Wenn einige Arbeiter – von denen wir dem Argument zuliebe annehmen, daß sie sich nur in ihren Zeitpräferenzen unterscheiden – es vorziehen, zu sparen und zu investieren statt zu konsumieren, kann dann irgendjemand etwas dagegen einwenden, daß sie andere dazu veranlassen, für sich zu arbeiten, indem sie ihnen einen Lohn oberhalb dessen anbieten, was sie sonst verdienen könnten?« Die Werttheorie, schließt Elster, »ist bestenfalls nutzlos, im

nicht selten eintretenden schlimmsten Fall schädlich und irreführend« (Elster 1985, 226 u. 120).

Vor allem analytische Mängel entdeckt Elster im historischen Materialismus und in der Klassentheorie. Zum einen seien verschiedene Formen der Produktivkraftentwicklung nicht unterschieden, zum anderen Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse nicht trennscharf voneinander abgesetzt, der Widerspruch zwischen ihnen nicht zwingend begründet. Die suboptimale Nutzung vorhandener Produktionsmittel, d.h. output-Maximierung einerseits, erfordere nicht automatisch eine neue Gesellschaftsform; andererseits wäre die innovative Dynamik der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung, d.h. surplus-Maximierung, schwerlich von einer anderen Gesellschaft zu überbieten (Elster 1985, 266). Wenn die Entwicklung von Produktivkräften kein schlüssig begründetes gesellschaftliches Bewegungsprinzip abgibt, helfe Marx' unvermittelter Rekurs auf Klassenkämpfe nicht weiter. Der kausale Zusammenhang zwischen Klassenkämpfen und Produktivkraftentwicklung bleibe unausgewiesen, kollektives Klassenhandeln als solches sei allenfalls teleologisch konstruiert. Auch wenn sich mit größter Nachsicht aus Marx' unklaren Äußerungen ein allgemeiner Klassenbegriff gewinnen lasse, wie es Elster versucht (Elster 1985, 330 f. bzw. 1985b), folge daraus nicht, daß Klassenkämpfe die gesellschaftlich entscheidenden Konfliktlinien markieren. Kulturell, religiös oder politisch konstituierte kollektive Akteure prägen das Gesicht einer Gesellschaft vielleicht entscheidender als Klassen (Elster 1985, 390 ff.). Wenig hält Elsters Kriterien stand, am wenigsten Marx' Ideologie- und Staatstheorie:

»Die Theorie ist in halb-konspiratistischer, halb-funktionalistischer Sprache abgefaßt, die zu bequemem, reibungslosem Denken einlädt. (...) Stärker noch als andere Bestandteile des Marxismus befindet sich die Theorie der Ideologien in der akuten Not der Mikrofundierung« (Elster 1985, 399 u. 460).

Elsters Mikrofundierung knüpft nun nicht so sehr an Marxschen Theoremen als an Marxschen Themen an, um an ihnen den spieltheoretischen Ansatz zu bewähren. Sie charakterisiert die Situation der Arbeiterklasse im Kapitalismus nicht historisch oder ökonomisch, sondern zunächst methodisch. Elster teilt Przeworskis Diagnose und charakterisiert ihre Handlungsposition als ein Gefangenendilemma, ohne jedoch vorschnell auf eine sei's formale, sei's historisch informierte Gleichgewichtslösung, auf einen Klassenkompromiß, zu vertrauen. Elsters spieltheoretischer Klassenbegriff reformuliert das Problem solidarischen Handelns, ohne eine Lösung sicherzustellen. »Ich definiere Klassenbewußtsein als die Fähigkeit, sich als kollektiver Akteur zu verhalten. Operationell gesehen bedeutet dies, das Problem des Trittbrettfahrens zu überwinden« (Elster 1982, 467). Probleme des Klassenhandelns sind mit denen der Spieltheorie identifiziert. Man kann nämlich nur für eine eng umrissene Klasse von Spielen, für Zwei-Personen-Nullsummenspiele, einen Gleichgewichtspunkt voraussetzen. Hingegen sind für alle hinreichend realistischen Situationen, für Nicht-Nullsummenspielen und solche mit endlichen vielen Parteien, keine wechselseitig optimalen Strategien garantiert. Unter welchen Bedingungen finden individuelle Akteure, um suboptimale oder kontrafinale Ergebnisse nichtkooperativer Strategiekombinationen zu vermeiden, zu kooperativen Strategien, etwa der eines *assurance*

games? Elsters Akteure bleiben, aus methodischen Gründen, auf sich gestellt. »Anzunehmen, daß die Handelnden eine kooperative Lösung erreichen werden, heißt ebensoviel wie anzunehmen, daß ein funktionales Bedürfnis seine eigene Befriedigung erzeugen wird. (...) Ob Klassen sich so verhalten, ist eine Frage, die durch spieltheoretische Analyse entschieden werden muß« (Elster 1982, 466 f.). Kooperative Lösungen des Gefangenendilemmas sind möglich, aber nicht zwingend. Die spieltheoretische Analyse erfüllt die theoretische Funktion, die Elster ihr zudenkt, jedoch nur unzureichend. Jede der diskutierten Lösungen, Nashs und Zeuthens oder das Core-Theorem, hängen entscheidend von externen Bedingungen ab, von Symmetrie-, Kommunikations- und Informationsannahmen, die gegebenenfalls zu unendlich vielen inkompatiblen Alternativen führen. Wo sich technisch nichts mehr ausrichten läßt, wo Intuitionen und Plausibilitätsbetrachtungen unkontrollierbar spekulativ werden, könnten nur theoretisch abgesicherte Gründe entscheiden.

Es fällt am Ende nicht leicht, den theoretischen Ertrag von Elsters umfangreicher Arbeit zu identifizieren, der hier zur Geltung kommen könnte. Kaum etwas bleibt, das sich noch fundieren ließe. Elster verschweigt seine Skepsis nicht. »Es ist heutzutage weder moralisch noch intellektuell möglich, ein Marxist im traditionellen Sinn zu sein« (Elster 1985, 531). Umso überraschender für eine Rekonstruktion, die immerhin den Sinn der Marxschen Theorie erschließen wollte, ist sein Resümee – eher Bekenntnis als methodisch gewonnenes Resultat. »Selbstverwirklichung durch kreative Arbeit ist das Wesen von Marx' Kommunismus. Ich glaube, daß dies das wertvollste und beständige Element des Marxschen Denkens ist.« (Elster 1985, 521). Zwar läßt sich hieraus auf Elsters Einstellung schließen, aber durchaus fraglich bleibt, was an die Stelle des 'traditionellen Marxismus' treten soll – der, wenn nicht den Anspruch eines Erklärungsmodells, so doch immerhin den einer materialen Erklärung der kapitalistischen Gesellschaft hegte.

III. Werttheorie, funktionale Vergesellschaftung und strategische Interaktion

Nach allem ist zweifelhaft, ob der Analytische Marxismus als kohärentes theoretisches Programm angesprochen werden kann. Hinter der analytischen Fassade trifft man auf entscheidende methodische Brüche und inhaltliche Differenzen. Die Einsichten und Anregungen, die von ihm ausgehen könnten, betreffen relativ eng umrissene Fragestellungen, über die allein in materialen Kontexten zu urteilen wäre. Meine Skepsis galt daher zunächst seinem allgemeinen gesellschaftstheoretischen Programm. Es ist letztlich nicht klar, wie Cohens vorerst in darwinistischen Metaphern umschriebener Materialismus aussehen würde, wenn er den Rang einer 'reifen Wissenschaft' erreicht hätte. Roemers 'non-dogmatic approach' eröffnet weniger handlungstheoretische Perspektiven, als daß er einen methodologischen Ökonomismus einführt, der versucht, Handlungsmotive und soziales Bewußtsein aus technischen Ausstattungen und Präferenzen zu deduzieren. Und es ist keineswegs sicher, ob Elsters soziale Kategorien nicht lediglich Provisorien sind, die darauf warten, mit dem Fortschritt der Sozialpsychologie aufs behavioristische Maß reduziert zu werden.

Kann von einer theoretischen Herausforderung des Analytischen Marxismus bislang kaum die Rede sein, werde ich mich im folgenden den methodischen Techniken zuwenden, denen man immerhin zutraut, Marx' Werk auf neue Grundlagen zu stellen – wenn nicht schon ein ausgereiftes Programm, so eine methodische Anweisung für eine künftige Theorie zu geben. Tatsächlich verbindet die 'Analytischen Marxisten' vielleicht noch vor ihrer Ablehnung der Werttheorie ein gemeinsames methodologisches Interesse, in dem sich ein berechtigtes Anliegen artikuliert. In der Explikation latenter Funktionalismen und handlungstheoretischer Defizite, die den traditionellen Marxismus blockieren, wird das eigentliche Potential des neuen Ansatzes vermutet. Denn zweifellos ist Marx' Theorie reich an teleologischen Annahmen und funktionalen Begriffen, die einer Rekonstruktion und Problematisierung bedürfen, wobei es wenig aussichtsreich scheint, ihren theoretischen Sinn aus Vorworten, Briefstellen und beiläufigen Kommentaren erschließen zu wollen. Selbst wenn man Marx' Erklärungsanspruch ernst nimmt und sich deshalb auf die ausgeführte Theorie des Kapitals zurückzieht, verringern sich die angesprochenen Probleme nicht – die ich hier freilich nur lokalisieren kann, um an ihnen meine zweite These zu erläutern, nämlich daß es auch 'technisch' nicht zum Besten mit einem Analytischen Marxismus steht: daß die Analytischen Marxisten es weder verstehen, am inhaltlichen Problemstand der Marxschen Theorie methodisch anzuknüpfen, noch das Potential des Funktionalismus und der Spieltheorie angemessen zur Geltung zu bringen.

1. Zunächst wird man einräumen müssen, daß nicht nur Marx' frühe Geschichtsphilosophie und Revolutionserwartungen teleologisch geprägt sind. Auch die weitgehend ausgearbeitete Kapitaltheorie basiert auf funktional, auf den gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozeß bezogenen Bestimmungen. Das gilt an erster Stelle für den Begriff des Werts. Seine gesellschaftstheoretische Bedeutung liegt darin, daß er jene eigentümliche Vergesellschaftungsform ökonomisch begründet, in der individuelle Arbeiten und private Interessen auf eine soziale Teilung der Arbeit bezogen und mit gesamtgesellschaftlichen Bedürfnisstrukturen vermittelt sind. Die Handlungen freier Personen, die individuelle Interessen verfolgen, sind auf ein gesellschaftliches System bezogen, das keiner bewußt gemeinschaftlichen Regulierung unterliegt, und dessen Reproduktion als Ganzes gleichwohl der je individuellen Reproduktion vorausgesetzt ist. Dieses 'Dilemma' (Rubin 1924, 36) festzuhalten, es nicht strukturalistisch oder funktionalistisch zu entproblematisieren, wäre das Programm einer richtig verstandenen Werttheorie. Die Wertformanalyse zeichnet die Dilemmata einer Vergesellschaftungsform nach, deren funktionale Probleme nicht 'immer schon' (Luhmann) gelöst sind, sondern die Möglichkeit unkontrollierbarer Krisen enthalten.

Nun wäre es freilich verfehlt, das funktionale Moment der Werttheorie in ein funktionales Erklärungsmodell oder gar einen Funktionalismus umzudeuten. Wenn Marx die kapitalistische Gesellschaft als 'organisches Ganzes' bezeichnet, in der 'die verschiedenen arbeitenden Individuen als bloße Organe abstrakt-allgemeiner Arbeit erscheinen' (Marx 1857, 21 bzw. 1959, 18), dann ist das nicht schon ihre Erklärung, sondern eine metaphorische Umschreibung des zu erklärenden Sachverhalts. Die

Werttheorie hat das daraus resultierende Programm allenfalls für den Bereich der materiellen Reproduktion eingelöst, auch wenn eine politische im Unterschied zur 'reinen' Ökonomie den weitergehenden Anspruch erhebt, damit zugleich die Strukturierung der 'gesellschaftlichen ökonomischen Verhältnisse' umrissen zu haben (Marx 1864-65, 879). Ausgehend von der Analyse der materiellen Reproduktion der Gesellschaft verklammert die Werttheorie ökonomische Formbestimmungen, soziale Beziehungen und allgemeine Bewußtseinsformen.

Gleichwohl ist der Gegenstand der Werttheorie nicht scharf umrissen und ihre Reichweite nicht universell. Zum einen sind die mit ihr verbundenen Ansprüche äußerst heterogen. So konnte sie fachökonomisch als Rechenschema zur Ableitung von Warenpreisen aus Arbeitsmengen, in ihrer klassenkämpferischen Version als Ausbeutungstheorie, philosophisch als Diagnose einer universellen Verdinglichung interpretiert werden. Nur selten und spät wurde erkannt, daß sie ihrem allgemeinen Anspruch nach auf die Vergesellschaftungseffekte einer durch dezentrale Entscheidungen gekennzeichneten Ökonomie zielt.²⁰ Zum anderen ist nicht von vornherein klar, wie weit die Werttheorie über den Bereich ökonomisch relevanten Handelns hinaus trägt. Denn sie unterstellt Willensverhältnisse, in denen Privateigentümer in den vorgefundenen Verhältnissen ihre ökonomischen Interessen verfolgen: als 'Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse' handeln (Marx 1867, 100). Die Gemeinsamkeit ihrer Interessen ist auf dem Boden der gegebenen Bedingungen klassenspezifisch bestimmt, wobei im Rahmen der Kapitaltheorie Klassen funktional, durch ihre Stellung im Reproduktionsprozeß, definiert sind. Klassenhandeln wird insofern nicht zum Problem, als Marx im *Kapital* von außerökonomisch begründeten Motiven und persönlichen Interessen abstrahiert – selbst wenn das in erweiterter Perspektive enttäuschen mag. Auch wenn seine Begründung dafür, daß das allgemeine Bewußtsein in der historisch ersten Klassengesellschaft nicht 'revolutionär' sondern 'bürgerlich' verfaßt ist, zu den gesellschaftstheoretisch bedeutendsten Einsichten zählt, hat Marx keine der Kapitalanalyse vergleichbare Theorie sozialer Organisationen, politischer Herrschaft oder persönlicher Individualität hinterlassen²¹ – sondern ihre Kompatibilität mit dem ökonomischen Prozeß vorausgesetzt.

Daraus ergeben sich nun zwei Motive für eine Reformulierung der Marxschen Theorie. Erstens ließen sich die angeführten Probleme in die Sprache der modernen analytischen Sozialwissenschaft und ihre überschaubaren Modelle übersetzen; zweitens könnte ihre methodische Generalisierung über die Kapitalismusanalyse hinaus einer allgemeinen Gesellschaftstheorie Anhaltspunkte liefern. Der soziologische Funktionalismus in seiner aufgeklärten, von organismischen Analogien befreiten Version bietet sich an, die werttheoretisch analysierte Vergesellschaftungsform methodisch zu verallgemeinern. Die Spieltheorie ist geeignet, Gesamtverläufe, deren Dynamik leicht durch unerläuterte globale Begriffe wie den des Gleichgewichts oder der 'Selbst'-Regulation verdeckt wird, auf ihre fragilen Voraussetzungen hin zu befragen.

2. Wir können nun sehen, daß Cohens Fehlorientierung an naturalistischen Gesetzen ihn daran hindert, das Angebot des soziologischen Funktionalismus ernst zu nehmen.

Denn der Funktionalismus in der auf Robert Merton zurückgehenden Form, unterscheidet sich deutlich genug von der Karikatur, die eine übermoralisierte und schlecht informierte Funktionalismuskritik hinterlassen hat. Wie man seit Mertons frühem Aufsatz über nichtantizipierte Folgen sozialen Handelns wissen kann, läßt sich ein Funktionsbegriff sehr wohl handlungstheoretisch herleiten und hat es keinesweg mit subjektfreien Strukturen zu tun (Merton 1936). Der Begriff der latenten Funktionen bezeichnet einen Überhang an undurchschauter Objektivität, die soziale Kausalität nicht bruchlos in individuelles Bewußtsein zurückrechenbarer Handlungsfolgen auflöst, die gleichwohl durch individuelles Handeln hindurch reproduziert wird. Insofern verfügt Mertons Funktionalismus im Unterschied zu dem Cohens über einen sozialwissenschaftlichen Gesetzesbegriff. Der von Durkheim der holistischen Biologie entlehene Begriff der 'Emergenz', der handelnden Personen die Objektivität sozialen Phänomene schroff entgegensetzt, wird mit dem Begriff der latenten Funktion handlungstheoretisch entschlüsselt, ohne in Subjektivität aufgelöst zu werden. Sein Stellenwert liegt im kritischen Bezug auf das Bewußtsein der Akteure, in der Aufklärung über vermeidbare soziale Zwänge.

Mit diesen Begriffen stellt sich die funktionale Analyse dem Problem, wie Gesellschaften trotz gegensätzlicher und in sich ambivalenter Interessen der in ihnen lebenden Menschen als Ganze reproduziert werden. Sie setzt weder lebensweltliche Letzthorizonte oder transzendente letzte Werte voraus, sondern die faktische Wirksamkeit gesamtgesellschaftlicher Mechanismen der Regulation, an denen Interessen sich erst polarisieren können. Noch unterstellt sie widerspruchsfreie 'Integration'. 'Funktionalität' ist der abstrakte Name für eine abstrakte Vergesellschaftung, deren konkrete Auswirkungen sich je nach Standort im gesellschaftlichen Gefüge unterschiedlich darstellen. Daraus folgt zweierlei. Zum ersten ist der Begriff der Funktion kein Universal, sondern eine historische Abstraktion, die erst für Gesellschaften gültig ist, die sich auf selbsterzeugter Basis reproduzieren; in denen sich partikulare und gegensätzliche Interessen gleichwohl komplementär zueinander verhalten und sich darüber ein allgemeines Bewußtsein durchsetzt. Zum zweiten sind funktionale Hypothesen keine Erklärungen, sondern bleiben stets auf 'konkrete und detaillierte Ausarbeitungen' angewiesen (Merton 1948, 106).

Es läßt sich vermuten, daß mit dem Begriff der Gesellschaft verbundene normative Assoziationen ein angemessenes Verständnis der funktionalen Analyse erschweren. Einerseits erweckt sie den Verdacht, sie überdecke die klassenförmige Zerrissenheit und historische Heterogenität von Gesellschaften; andererseits die Befürchtung, sie reduziere die Bindungskraft einer normativen Sozialintegration auf zerbrechliche Interessenkonstellationen. Beide Auffassungen übersehen, daß Gesellschaft in dem emphatischen Sinn, daß sich in ihr erstmals ein Bewußtsein von politischer Allgemeinheit und allgemeinen Interessen erhebt, als Klassengesellschaft entsteht und reproduziert; ferner daß Interessenkampf und Konkurrenz zu den stärksten Medien der Vergesellschaftung gehören.²² Daran werden jedoch zugleich die Probleme und Leerstellen des Funktionalismus sichtbar. Um Erklärungsansprüche erheben zu können, setzt er bereits eine Theorie über die spezifischen Formen funktionaler Verge-

sellschaftung und eine sozialstrukturelle Aufschlüsselung der Akteure in Personen, Institutionen und Bezugsklassen voraus. Eine funktionale Heuristik, um die es sich zunächst handelt, trägt sich nicht selbst, sondern bedarf materialer Fundierung. Kommen wir zu Cohens Materialismus zurück. Auffällig ist, daß er sich mehr für überhistorische Abstraktionen interessiert als für das in der Wertformanalyse angelegte gesellschaftstheoretische Modell. Nicht allein die funktionalistische Abstraktion vom historischen Prozeß, Cohens Schema als solches enttäuscht. Gemessen am analytischen Aufwand bleibt sein Modell recht schwach, vielleicht jenen 'Adäquanzhypothesen' vergleichbar, mit denen Weber auf die 'Wahlverwandtschaft' zwischen modernem Kapitalismus und rationalem Staat hinwies – ohne dies freilich schon für eine Erklärung zu halten (Weber 1922, 200 f. u. 825 f.). Cohen koppelt seine Erklärungsskizze denn auch von einer theoretischen Begründung ab und verweist diese an 'elaborations', die die unterstellten Abfolgegesetze erst zu erschließen hätten (Cohen 1978, 285 ff.). Was unter ihnen zu verstehen wäre, wird nun nicht an der von Marx ausgearbeiteten Theorie des Kapitalismus erläutert, sondern an biologischen Analogien der natürlichen Zuchtauswahl. Die ins Auge gefaßten 'Mechanismen' sind nicht formationsspezifische Zusammenhänge sondern universell gültige kausale Gesetze. Cohen versteigt sich zu einer Perspektive, die weder als sinnvolle Kritik noch gar als 'Verteidigung' einer Geschichtstheorie gelten kann – die eher weltanschaulicher Stabilisierung als wissenschaftlich einlösbarer Ansprüchen förderlich ist: »der historische Materialismus befindet sich bestenfalls in einer Position, wie sie die Naturgeschichte vor Darwin eingenommen hatte« (Cohen 1982, 491). Cohen verankert seine funktionalen Imperative in außergesellschaftlichen Gesetzen, in 'inescapable physical needs', und fällt so einen Schritt hinter Merton zurück – auf Malinowskis 'most elementary needs of man's animal nature'.

3. Der Ruf nach Mikrofundierung scheint hier aussichtsreicher. Er antwortet nicht allein auf einen Marxismus, der Handeln im Vollzug überindividueller Gesetze oder Strukturen verschwinden läßt. Im handlungstheoretischen Ansatz Weber nahestehend, fordern die analytischen Marxisten den soziologischen Holismus der Durkheim-Parsons Tradition auf, zu den Interessenkonstellationen Stellung zu nehmen, in denen sich gemeinsame Werte erst einspielen. Die Nähe der spieltheoretischen Grundsituation zu Webers Kategorie der sozialen Beziehung erweckt Hoffnungen auf einen nichtreduzierten Handlungsbegriff. Im soziologischen Zirkel der doppelten Kontingenz begegnen sich keine abstrakt freie Willen, sondern mit Interessen, Ressourcen, Macht und Information nicht notwendig gleich ausgestattete Personen. Der spieltheoretische Zugang problematisiert andererseits das neoklassische Gleichgewicht, indem er den atomistischen Akteuren der freien Konkurrenz Interaktionen und strategische Koalitionen gegenüberstellt. Die Spieltheorie überzeugt in erster Linie durch ihre komplementäre Kritik sowohl am normativistischen Schein der Soziologie als auch am unabgeleiteten Funktionalismus der neoklassischen Gleichgewichtstheorie. Gewiß liegt hier die Plausibilität eines spieltheoretischen Marxismus, der zugleich den Interessensbegriff in die Soziologie zurückführt und der neoklassischen Ökonomie die politischen Begriffe der Macht, der Kooperation und des strategischen Han-

delns – die institutionellen Bedingungen des Gleichgewichts – zu Bewußtsein bringt. Tatsächlich erneuert die spieltheoretische Kritik an der Gleichgewichtsökonomie den Anspruch einer Politischen Ökonomie mit mathematischen Mitteln (Shubik 1981).²³ Sofern sie eine Vergesellschaftung durch Interessen von ihren Voraussetzungen, nicht vom unterstellten Resultat her angeht, empfiehlt sich die Spieltheorie zudem als natürliche Verbündete des handlungstheoretischen Funktionalismus. Beide versuchen, die unfruchtbare Dichotomie zwischen Handlung und Struktur methodisch zu überwinden. Die Theorie strategischer Spiele versteht sich weniger als reduktive Strategie denn als Verbindungsglied zwischen Mikro- und Makroanalyse (Shubik 1977). Kooperation ist trotz individuell verschiedener Interessen und Erfolgchancen möglich, wenn auch nicht von vornherein garantiert. Indem sie die Abhängigkeit ihrer Modelle von externen Bedingungen gegenwärtig hält, befreit sich die Spieltheorie von definitiv sichergestellten Lösungen, die sozialen Prozessen eine Rationalität unterschieben, über die empirische Akteure nicht verfügen. Sie verspricht daher keine allgemeine Formel für die Aggregation individueller Handlungen zu sozialen Strukturen: »ex ante rationales Verhalten impliziert keineswegs ein ex post wünschenswertes Ergebnis« (Shubik 1977, 562). Die wechselseitige Anerkennung sozialer Akteure ist nicht in transzendente Bereiche verlagert, sondern in der Handlungssituation selbst angelegt, ohne daß Kooperation und Konflikt sich ausschließen würden. Die Handelnden sind nicht monologisch konstituiert, sondern lassen sich im eigenen Interesse auf die Interessen der je Anderen ein: als *wesentlich* gelten diejenigen Spiele, bei denen die Teilnehmer mehr Vorteile realisieren als sie individuell erzielen könnten (Morgenstern 1950, 127). Die Spieltheorie wirft Licht auf die Bedingungen, unter denen kooperativ gehandelt wird, bzw. unter denen Konflikte wahrscheinlich sind. Ihre Fruchtbarkeit für die Analyse kollektiven Handelns und der Chancen institutioneller Kompromisse liegt auf der Hand. So hält Roemers Ausbeutungsbegriff die zentrale Erkenntnis bereit, daß die Stabilität einer Gesellschaftsform nicht nur von ihren aktuellen Strukturen, sondern auch von den Aussichten abhängt, die ihre Mitglieder alternativen Verhältnissen einräumen. Insofern teilt die Spieltheorie den Problemhorizont funktionaler Analysen – wie sie in der Kritik an der, am gesellschaftlichen Bedürfnis gemessenen, Suboptimalität einer aufs Wertverhältnis gegründeten Produktion (Marx 1864-65, 649) ein materiales Modell hätte.

Nun besteht das Dilemma des spieltheoretischen Marxismus vielleicht weniger in einem ambivalenten Verhältnis zum Gleichgewicht (Elster 1987, 49), als darin, daß er die theoretische Tragfähigkeit der Spieltheorie über-, ihre kritische Reichweite unterschätzt. Zum einen hat die Spieltheorie keine gleichstarke Alternative zum neoklassischen Anspruch einer allgemeinen Theorie anzubieten, sondern allenfalls eine heterogene Klasse von Modellen. Während alles auf die theoretische Begründung der jeweils herausgezogenen Modelle ankäme, wird das Vertrauen in die rein analytische Entscheidungskraft der Spieltheorie brüchig. Zum anderen zersetzt die Spieltheorie eher die naive Vorstellung einer selbst-evidenten individuellen Rationalität, als der Reduktion sozialer Gebilde auf individuelle Entscheidungen, einer 'Mikrofundierung' oder *Rational-Choice Explanation* Chancen zu geben.

Die gesellschaftstheoretischen Grenzen der Spieltheorie resultieren zunächst aus ihrer 'technischen' Beschaffenheit, sofern diese nicht nur ihren 'gegenwärtigen Zustand' betrifft (Elster 1982, 477), sondern ein höchst reales Problem reflektiert. Nur für die enge Klasse von Zwei-Personen Null-Summen-Spielen ist die Existenz strikt individuell rationaler Strategien allgemein nachgewiesen (Abrams 1981, 261). Doch ist die Spieltheorie auf Existenz-, Eindeutigkeits- und Stabilitätsbeweise nicht weniger angewiesen, als die neoklassische Ökonomie; allein unter ihrer Voraussetzung ließen sich optimale Strategien definieren. Ihre Offenheit für dynamische Prozesse, ungleiche Verteilungen von Informationen und asymmetrische Organisationschancen macht sie indessen anfällig für multiple Gleichgewichte, denen sich keine wechselseitig rationalen Handlungsweisen zuordnen lassen. Das gilt insbesondere für nicht-kooperative Spiele, deren klare Abgrenzungen von kooperativen in einer dynamischen Perspektive ohnehin schwindet (Shubik 1981, 307 f. bzw. 299). Die soziologische Anwendbarkeit der Theorie strategischer Spiele ist daher keineswegs selbstverständlich und schien bislang auf zwei Funktionen festgelegt. Man ging davon aus, daß sie die Analyse präzise umrissener und weitgehend vorgeklärter Situationen nicht überschreitet. Gesellschaftstheoretisch war das wenig befriedigend. Denn erst in der Sprache der n-Personen-Spiele lassen sich Rationalitätsbedingungen, unter denen sich Koalitionen bilden, thematisieren; erst im Rahmen von Nicht-Nullsummenspielen lassen sich jene dynamischen Kompromisse, die Przeworski im Auge hat, untersuchen. Beachtlich schien jedoch ihre kritische Potenz, als selbst-evident hingegenommene Vorstellungen von sozialer Optimalität und aufgeklärter individueller Marktrationalität zu unterminieren.

Die Offenheit der Spieltheorie hat ihre Kehrseite in theoretischer Indifferenz, die zugleich ein gewisses Licht auf die Defizite des *Rational-Choice Marxism* wirft. Wenn dieser ihre Reichweite auf eine allgemeine Gesellschaftstheorie streckt, mag das ein attraktiver Anspruch sein. Absehbar ist, daß er sich nicht durchhalten läßt. Im Schatten präziser Technik steht ein um so diffuserer Theoriebegriff, ein Freiraum fürs weltanschauliche Belieben. Der Einwand gegen den Funktionalismus, er rechne funktionale Folgen willkürlich zu, fällt auf Elsters Rationalitätsannahme zurück: jedem Handeln ließen sich beliebige Interessen unterstellen, unter denen es rational erscheint.²⁴ Identifikationsprobleme behindern die schlüssige Anwendung spieltheoretischer Modelle bei der Erklärung sozialer Situationen. Sie resultieren aus der Struktur *wesentlicher Spiele*, in denen es nicht eine beste Gewinnverteilung gibt, sondern mehrere, vielleicht unendlich viele (Morgenstern 1950, 129 f.). Unklar bleibt der außermathematische Status der Spieltheorie: nach welchen Kriterien sich ihre Modelle auf reale Situationen beziehen lassen. Technisch ist nicht zu begründen, ob Gesellschaften durch die kooperativen Lösungen im Kontext eines *assurance games* oder, wie Przeworski und Elster vermuten, durch die Universalität des Gefangenendilemmas gekennzeichnet sind. Unsicherheit herrscht insbesondere über den theoretischen Status des nichtkooperativen Modells, das Elster aus methodischen Gründen bevorzugt hatte: »es scheint ein hohes Maß von *ad hoc* Modellierungen zu erfordern« (Shubik 1977, 558). Selbst unter idealen Bedingungen ließe sich Roemers Anspruch,

die Herausbildung kollektiver Akteure zu prognostizieren, nicht einlösen. »Die Theorie kann nicht klarlegen, welche von den Zurechnungen, die zu einem Verhaltensstandard gehören, tatsächlich gewählt werden wird – das heißt, welche Koalition sich bilden wird« (Morgenstern 1966, 66). Der deduktive Marxismus scheitert bereits an den Organisationskosten, von denen die Bildung von Koalitionen und Institutionen abhängt. Die methodische Fixierung auf einen individualistischen, nicht-kooperativen Zugang läßt am Ernst des gesellschaftstheoretischen Interesses zweifeln:

»Bis jetzt gibt es nichts, was auch nur entfernt einer allgemeinen Theorie kooperativer Spiele auf Basis einer nichtkooperativen Methodologie nahekäme« (Aumann 1987, 463; vgl. Shubik 1981, 294).

Das hat unangenehme Folgen für einen über rationales Eigeninteresse begründeten Individualismus. Denn mit der Möglichkeit multipler Gleichgewichte, insbesondere in der Klasse nicht-kooperativer Spiele, schwinden die Aussichten auf Strategien, über die individuell zweckrationales Handeln definiert werden könnte. »Der Begriff der Vernünftigkeit läßt sich nicht länger auf einfache Weise definieren« (Boudon 1970, 64). Die Spieltheorie verweist auf die gesellschaftlichen Ressourcen, die individueller Rationalität vorausgesetzt sind und die im Gefangenendilemma lediglich durchbrechen. Elsters Reduktionsversuch verschenkt ihre Einsicht, daß Rationalität ein mehrdimensionaler, sozial vermittelter Begriff ist, der zur Reflexion individueller Interessen auffordert (Rapoport 1966, 216 u. 142 ff.). Am Ende der Reduktionskette steht kein Erklärungsmodell, sondern ein tautologisches Postulat (Luce/Raiffa 1957, 50). Fragwürdig ist also weniger die Möglichkeit solidarischen Handelns als das implizite soziale Modell, das dem in die Konstruktion eines Gefangenendilemmas eingehenden, individualistischen Rationalitätsbegriffs entspricht. »Wir waren zu lange daran gewöhnt, das laissez faire Prinzip unkritisch hinzunehmen, (...) das aus den Annahmen einer freien Wettbewerksökonomie abgeleitet ist« (Rapoport 1960, 174 ff., hier: 177). Hier könnte die Kritik an gesellschaftsspezifisch beschränkten Formen von Rationalität ansetzen. Ein *Rational-Choice Marxism* fällt jedoch in einen vorkritischen Interessenbegriff zurück und vergißt, daß Rationalität ein gesellschaftstheoretisch höchst voraussetzungsreicher Begriff, daß das 'Interesse der Privaten selbst schon gesellschaftlich bestimmt ist' (Marx 1857-8, 74; Offe/Wiesenthal 1980, 201 ff.). Er verfestigt die soziale Vision des Marktliberalismus zu jenem Handlungsmodell, das die entwickeltere Wohlfahrtsökonomie glücklich hinter sich gelassen hat, ohne freilich eine tragfähige Alternative entwickelt zu haben.

»Selbst der scheinbar einfachste Akt individueller Entscheidung beinhaltet die Teilnahme einer ganzen Gesellschaft. (...) alle nichttrivialen Handlungen gehören wesentlich einer Gesellschaft als Ganzer zu, nicht Individuen. (...) Unter Ökonomen wurde dieser Sachverhalt verwirrt, weil uns die ökonomische Analyse mit einem, durch das Preissystem erreichten Modell der Faktorisierung sozialer Handlungen versehen hat. Das System selbst ist sicherlich eine der bemerkenswertesten sozialen Institutionen« (Arrow 1966, 219 u. 221).

Konsequent zu Ende gedacht, läuft die methodische Option für einen Individualismus nicht auf eine Fundierung, sondern auf den Zweifel an der Möglichkeit von Gesellschaftstheorie schlechthin hinaus. Anders als die informellen, historisch interpretierten Modelle Przeworskis stößt Elsters radikal durchgeführter Individualismus auf

eine ernste Schwierigkeit. Sein Wissenschaftsbegriff, auf der Suche nach einer kausalen 'Mechanik der Solidarität und des Klassenkampfes', führt in den notorischen 'regress of microexplanation'²⁵ – in Regionen außerhalb einer Gesellschafts- und unterhalb einer Handlungstheorie: in eine behavioristische Psychologie. »Die Transformation eines Gefangenendilemmas in ein Versicherungsspiel muß durch die Sozialpsychologie erklärt werden, nicht durch die Spieltheorie« (Elster 1982, 480, Fn. 46). Die angedeuteten Grenzen der Spieltheorie sind nicht nur 'technischer' Natur. Ihre formalen Probleme verweisen auf theoretische Leerstellen des Analytischen Marxismus. Die Spieltheorie äußert sich weder dazu, warum Individuen sich auf 'Spiele' überhaupt einlassen, in denen sie womöglich systematisch übervorteilt werden, noch sagt sie etwas über die Differenz zwischen dem empirischen Bewußtsein der sozialen Akteure und den Rationalitätskriterien des Modellkonstruktors. Nicht ohne weiteres schon eine sozialwissenschaftliche Handlungstheorie, bleibt ihre Anwendung eigentümlich unbestimmt – und erinnert an die Frage, die Roemers Modellbegriff offenließ. Welche Theorie, von der man eine Erklärung der gesellschaftlichen Realität erwarten könnte, wird durch die Modelle der Analytischen Marxisten 'verifiziert'? Soll eine Rekonstruktion des Marxismus zu theoretischen Einsichten führen, kann sie nicht bei 'Intuitionen' stehen bleiben. »Das Problem, vor dem wir stehen ist, daß wir nicht genau wissen, von was das Spiel ein Modell ist. (...) In einer realen Problemsituation, ist demjenigen, der entscheiden muß, kein Spiel vorgegeben, er muß es aus der Situation selbst gewinnen« (Ackoff 1959, 150 u. 146). Die besprochenen Theoretiker aber haben sich bisher kaum über die Situation geeinigt, die zu erklären wäre.

IV. Schlußbemerkung

Die Probleme der angewandten Spieltheorie gleichen denen des Funktionalismus. Beide setzen hinreichende Klarheit über die Theorie, deren Aussagen sie präzisieren will, wie auch über die Sachverhalte, die erklärt werden sollen, voraus. Die Analytischen Marxisten gehen davon aus, daß die tradierte Marxsche Theorie zur Erklärung der gegenwärtigen Gesellschaften nicht genügt. Welche Umstellungen sich ergeben, wenn man die von Marx unterstellte funktionale Kompatibilität zwischen der ökonomischen, sozialen und politischen Sphäre problematisiert, um sich der 'realen Konstitution' von Gesellschaft zu nähern, ist nicht abzusehen. Wenn Wissenschaft jedoch nicht darin besteht, in inkommensurablen Paradigmen aneinander vorbei zu reden, sondern im Versuch, objektive Probleme zu klären, ergeben sich sicherlich nicht nur methodische, sondern auch inhaltliche Reibungsflächen mit der 'bürgerlichen Wissenschaft'. Bisher scheint nur Przeworski das Bedürfnis verspürt zu haben, sich auf materiale Forschungen einzulassen, um eine Situationsbeschreibung des demokratischen Kapitalismus zu geben. Klar scheint andererseits, daß Elsters Versuch, die verlassenen Ruinen des Positivismus zu beleben, ein müßiges Unterfangen bleibt; daß die Zeiten eines hausbackenen Materialismus, mit dem Cohen und Roemer soziale Strukturen aus anthropologischen oder ökonomischen Imperativen ableiten wollen,

vorüber sind. Der 'Primat der Ökonomie' ist nur deshalb eine aussichtsreiche methodische Maxime, weil er den falschen Materialismus der bürgerlichen Gesellschaft charakterisiert – die nämlich nicht dem gegebenen Stand der Produktivkräfte 'entspricht', deren Mitglieder sich vielmehr den Zwängen einer nicht beherrschten Ökonomie unterwerfen. Klar ist auch, daß sich dann Fragen ergeben, zu denen ein Marxismus, der den Primat materialer Theorie aufgibt, um auf die erklärende Kraft altherwürdiger Worte oder methodischer Apriorismen zu bauen, wenig zu sagen hat. »Alle mathematische Strenge der Welt kann nicht den Mangel an ökonomischer Einsicht und Verständnis in der Erzeugung des zu analysierenden Modells wettmachen« (Shubik 1981, 313).

Anmerkungen

- 1 Siehe David Lockwoods Beobachtungen in 1985, 32.
- 2 Eine Beschreibung dieses Bewußtseinswandel aus der Teilnehmerperspektive gibt Berger 1983.
- 3 Roemer begreift den Denkstil des Analytischen Marxismus durchaus auch als politisches Medium: »um Nichtmarxisten für sich zu gewinnen, indem man ihnen zeigt, daß sich der Marxismus als konsistentes System formulieren läßt « (Roemer 1982b, 519).
- 4 Exemplarisch sind die Arbeiten von Perry Anderson.
- 5 Wie etwa Habermas 1976, 144 vermutet: »die Theorie der kapitalistischen Entwicklung, die Marx in den 'Grundrissen' und im 'Kapital' gegeben hat, fügt sich dem Historischen Materialismus als Teiltheorie ein.«
- 6 Avineri 1968, 150 ff.; eine angemessene Erörterung des Verhältnisses der 'zwei Theorien' ist in Reichelt 1983 zu finden.
- 7 Worin er sich von Anthony Giddens' ebenfalls analytischer, jedoch erklärt antifunktionalistischer, nämlich 'diskontinuistischer' Rekonstruktion des historischen Materialismus unterscheidet, die am 'Formenkapitel' aus den Grundrissen ansetzt (Giddens 1981, 71 ff., 232 ff.). Vgl. auch Hindness/Hirst 1975, die zum Ergebnis kommen, daß Marx im 'Vorwort' von 1859 zwar allgemeine Begriffe verwende, der dadurch nahegelegte Eindruck einer allgemeinen Theorie jedoch wegen seiner evolutionistischen Implikationen unhaltbar sei.
- 8 Obwohl Cohens wissenschaftstheoretischer Hintergrund recht dunkel bleibt, zeigen sich Einflüsse von Gilbert Ryles Analyse dispositioneller Zustände und Tendenzen (Ryle 1949, Capt.V.); Cohens Schlußweise steht der Logik jener Erklärungen nahe, die Hempel *self-evidencing explanations* nennt: das zu erklärende Ereignis geht wesentlich in die empirische Bestätigung des im Explanas stehenden Gesetzes ein (Hempel 1965, 371 ff.).
- 9 Eine Differenzierung, die Cohen für unverzichtbar hält, wenn Marx sie auch nicht klar herausgearbeitet habe (Cohen 1978, 224).
- 10 Siehe etwa Hahn 1977, 253: »Ich habe keine Theorie des 'Verhaltens außerhalb des Gleichgewichts' anzubieten.«
- 11 Für entsprechende Differenzierungen im Modellbegriff, auf die ich hier nicht eingehen kann, siehe Bunge 1973.
- 12 Elster 1985, 176 und erstaunlicherweise auch Offe 1985, 85 f. stoßen sich ausgerechnet an Roemers unverzichtbarer handlungstheoretischer Einsicht: der Bewertung kontrafaktischer Zustände als Moment subjektiver Handlungsorientierungen. Wer dieses hypothetische Element, das weder in eine subintentionale noch in eine strukturalistische Kausalität zurückgebogen werden kann, für 'subjektivistisch' hält, wird überhaupt auf einen Handlungsbegriff verzichten müssen. Etwas anderes ist es freilich, ob sich diese Einsicht mit einer komparativ statisch ausgelegten Taxonomie von Ausbeutungsformen vermitteln läßt.

- 13 Siehe Cortes/Przeworski/Sprague 1974, die noch genau jene Annahmen unterlegen, gegen die sich ein methodischer Individualismus absetzt: »The activity of the whole is logically prior within systems to the identity of the parts« (ebd., 271). Ähnliches gilt für Erik Olin Wright, der sich von seiner früheren strukturalistischen Auffassung abwandte, um sich Roemers generalisiertem Ausbeutungs- und Klassenbegriff anzuschließen (Wright 1978, 21 im Unterschied zu Wright 1985).
- 14 »Hegemony consists of exploitation with consent« (Przeworski 1980, 148).
- 15 »Das System der Produktion darf nicht als selbstoperierender Automat betrachtet werden. Es ist eher eine Quelle von Zwängen, unter denen Arbeiter und Kapitalisten in der Verfolgung ihrer Ziele, individuell oder kollektiv, in Konflikte oder Kompromisse innerhalb oder zwischen den verschiedenen Klassen eintreten. Eine marxistische ökonomische Theorie muß eine politische Theorie der Ökonomie sein, eine Theorie, in der die Handelnden, die die Ausbeutungsrate, die Akkumulationsrate, die Einkommensverteilung, die Arbeitslosenrate oder das Preisniveau bestimmen, kollektive Akteure sind, oder zumindest als solche aufgefaßt werden können. Nur dann werden wir eine Theorie haben, die sich von dem Marxismus unterscheidet, der in Instituten für Ökonomie oder Politische Wissenschaft betrieben wird; und nur dann werden wir eine Theorie haben, die uns etwas über die Welt mitteilt, die uns umgibt und über die Entscheidungen, die sie anbietet« (Przeworski 1982, 234; s. auch 232).
- 16 »Wenn Sozialisten zu Parteien gleich anderen Parteien werden, verwandeln sich Arbeiter zu Wählern gleich anderen Wählern« (Przeworski/Sprague 1985, 105).
- 17 »In der Tat, wenn ich manche Passagen Roemers lese, bin ich an die Art von 'Marxismus' erinnert, die George Marchais der französischen Öffentlichkeit im Fernsehen offeriert« (Przeworski 1982, 235; hier: 227).
- 18 »Unter dem methodologischen Individualismus verstehe ich die Doktrin, daß alle sozialen Phänomene – ihre Struktur und ihr Wandel – prinzipiell auf eine Weise expliziert werden können, die nur Individuen involviert – ihre Eigenschaften, ihre Ziele, ihre Überzeugungen und ihre Handlungen. So aufgefaßt ist der methodologische Individualismus eine Form des Reduktionismus« (Elster 1985, 5).
- 19 Anhand unterschiedlicher Auffassungen von gesellschaftlichen Gesetzen und ihnen entsprechender Erklärungsmodelle unterscheidet v. Wright 1971, 20 ff. zwischen einer szientistischen und einer humanistischen Tradition des Marxismus.
- 20 Siehe insbesondere Rubin 1924, aber auch den bemerkenswerten Vorstoß Petrys 1916, der bereits in aller Schärfe den methodologischen Individualismus gegen eine funktionalistische Interpretation der Werttheorie absetzt; einen instruktiven Überblick über die verschiedenen Lesarten der letzten zwanzig Jahre gibt Lipietz 1983, 134 ff.
- 21 Insbesondere keine 'Theorie des Klassenkampfes' und keine 'Revolutionstheorie'. Przeworski pointiert den Zustand der marxistischen Staatstheorie folgendermaßen: »Das meiste von dem, was als Theorie des Staats passieren konnte, ist tatsächlich eine Staatstheorie der kapitalistischen Reproduktion, das heißt, eine Theorie, die die Reproduktion der kapitalistischen Verhältnisse durch die Rolle erklärt, die der Staat darin spielt« (Przeworski 1982, 224 Fn.).
- 22 Im Sinn, in dem Giddens 1973, 132 ff. zwischen Gesellschaften mit Klassengegensätzen und Klassengesellschaften unterscheidet, wobei erst die Dynamik letzterer durch Klassengegensätze gekennzeichnet sei. Zur Vergesellschaftung durch Konkurrenz und Interessenkampf als Kennzeichen des modernen Kapitalismus siehe Weber 1913, 463 f. u. 1922, 22.
- 23 Von der Spieltheorie her wird die im Rahmen der mathematischen Ökonomie wohl schärfste Kritik des Allgemeinen Gleichgewichts formuliert. Sie zielt darauf, daß jene, auf einen extrem unwahrscheinlichen Zustand fixiert, gerade von den Faktoren abstrahiere, die eine reale Ökonomie kennzeichnen: von Geld, von Unsicherheit, einem offenen Zukunftshorizont und von externen Effekten. Die bekannten Einwände gegen das Arrow-Debreu-Modell treffen auch die neoklassische Vereinnahmung der Spieltheorie, das Core-Konzept. »Der core ist ein kooperatives Lösungskonzept und wesentlich ebenso statisch und nahezu ebenso nicht strategisch und nicht prozeß-orientiert, wie es die mathematischen Modelle der Wettbewerbsgleichgewichte sind (Shubik 1977, 547; vgl. 1981, 299 f.).
- 24 Aus genau diesem Grund hat der Begriff der Rationalität in der Erklärungstheorie einen schweren Stand; s. Hempel 1965, Ch. 10; Suppes 1967, 311 f.
- 25 Haré 1971, 261 ff.; siehe dort auch die Ausführungen zum erkenntnistheoretischen Hintergrund dieser Vorstellung.

Literatur

- Abrams, Robert 1981: Rationality and Collective-Choice Theory, in: *The Handbook of Political Behavior*, Vol. 2, 225-284.
- Ackoff, Charles 1959: Games, Decisions and Organization, in: *General Systems*, Vol. 4, 145-150.
- Anderson, Perry 1974: *Von der Antike zum Feudalismus*, Fft.1978.
- Arrow, Kenneth 1967: Values and Collective Decision-making, in: Laslett, P./Runciman, W. G. (Eds.) 1967: *Philosophy, Politics and Society*, 3rd. Ser., Oxford.
- Aumann, R. J. 1987: Game Theory, in: *The New Palgrave Dictionary of Economics*, Vol. 2, 460-482, London.
- Avineri, Shlomo 1968: *The Social and Political Thought of Karl Marx*, Cambridge.
- Berger, Johannes 1983: Das Ende der Gewißheit – Zum analytischen Potential der Marxschen Theorie, in: *Leviathan*, Vol. 11, 474-93.
- Boudon, Raymond 1970: *Mathematische Modelle und Methoden*, Ffm. 1973.
- Bunge, Mario 1973: *Model, Method and Matter*, Dordrecht
- Cortes, F./Przeworski, A./Sprague, J. 1974: *Systems Analysis for Social Scientists*, New York.
- Carling, Alan 1986: Rational Choice Marxism, in: *New Left Review*, Vol. 160, 24-66.
- Cohen, G. A. 1978: *Karl Marx's Theory of History. A Defence*, Oxford.
- Cohen, G. A. 1982: Reply to Elster, in: *Theory and Society*, Vol. 11 (1982), 483-95.
- Cohen, G. A. 1983: *Forces and Relations of Production*, in: Roemer (ed.) 1986.
- Elster, Jon 1982: Marxism, Functionalism, and Game Theory, in: *Theory and Society*, Vol. 11 (1982), 453-82.
- Elster, Jon 1985: *Making Sense of Marx*, Cambridge.
- Elster, Jon 1985b: Drei Kritiken am Klassenbegriff, in: *Prokla*, Vol. 15 No. 1, 63-82.
- Elster, Jon 1987: *Die Subversion der Rationalität*, Ffm.
- Giddens, Anthony 1973: *The Class Structure of Advanced Societies*, 2nd. enl. ed., London 1978.
- Giddens, Anthony 1981: *A Contemporary Critique of Historical Materialism*, London.
- Habermas, Jürgen 1981, II: *Theorie des kommunikativen Handelns Bd. II.*, Ffm.
- Habermas, Jürgen 1976: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Ffm.
- Hahn, Frank 1977: Keynesische Theorie und Allgemeine Gleichgewichtstheorie, in: Hagemann/Kurz/Schäfer (Hg.) 1981: *Die Neue Makroökonomie*, Ffm.
- Hahn, Frank 1973: *On the Notation of Equilibrium in Economics*, Cambridge.
- Harré, Rom 1971: *The Principles of Scientific Thinking*, Oxford.
- Hempel, Carl G. 1965: *Aspects of Scientific Explanation*. Glencoe.
- Hindess, Barry/Hirst, Paul 1975: *Pre-Capitalist Modes of Production*, London
- Lipietz, Alain 1983: *The Enchanted World*, London 1985.
- Lockwood, David 1985: Das schwächste Glied in der Kette?, in: *Prokla*, Vol. 15, No. 1, 5-34.
- Luce, D./Raiffa, H. 1957: *Games and Decisions*, New York.
- Marx, Karl 1857/58: *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*, Berlin (Ost) 1974.
- Marx, Karl 1859: *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*, in: MEW 13, Berlin (Ost) 1972.
- Marx, Karl 1867: *Das Kapital*, Bd. I, Berlin (Ost) 1974.
- Marx, Karl 1864-65: *Das Kapital*, Bd. III, Berlin (Ost) 1974.
- Merton, Robert 1936: The Unanticipated Consequences of Social Action, in: *Social Ambivalence and Other Essays*, London 1976.
- Merton, Robert 1948: Manifest and Latent Functions, in: ders. *Social Structure and Social Theory*, enl. ed., New York 1968.
- Morgenstern, Oskar 1950: Die Theorie der Spiele und des wirtschaftlichen Verhaltens, in: *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*, Bd. 1, 113-39.
- Morgenstern, Oskar 1968: Game Theory: Theoretical Aspects, in: *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. 6, 62-69.
- Offe, Claus 1985: 'Drei Kritiken am Klassenbegriff', in: *Prokla*, Vol. 15, No. 1, 83-88.
- Offe, Claus/Wiesenthal, Helmuth 1980: Two Logics of Collective Action, in: Offe, Claus 1985: *Disorganized Capitalism*, Oxford.
- Parsons, Talcott 1937: *The Structure of Social Action*, Glencoe 1949.

- Petry, Franz 1916: *Der soziale Gehalt der Marxschen Werttheorie*, Jena (Nachdruck).
- Przeworski, Adam 1977: *Proletariat into a Class: The Process of Class Formation*, erw. in: 1985.
- Przeworski, Adam 1980: Material Bases of Consent, in: 1985.
- Przeworski, Adam 1982: Exploitation, Class Conflict, and Socialism: The Ethical Materialism of John Roemer, in: 1985.
- Przeworski, Adam 1985: *Capitalism and Social Democracy*, Cambridge.
- Przeworski, Adam 1986. Methodologischer Individualismus als Herausforderung der marxistischen Theorie, in: *Prokla*, Vol. 15, No. 3, 120-43.
- Przeworski, A./Sprague, John 1985: Party Strategy, Class Organisation, and Individual Voting, in: Przeworski 1985.
- Przeworski, A./Sprague, John 1986: *Paper Stones. A History of Electoral Socialism*, Chicago.
- Przeworski, A./Wallerstein, Michael: Democratic Capitalism at the Crossroads, in: Przeworski 1985.
- Rapoport, Anatol 1960: *Fights, Games and Debates*, Ann Arbour.
- Rapoport, Anatol 1966: *Two-Person Game Theory*, Ann Arbour.
- Reichelt, Helmut 1983: Zur Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, in: Reichelt, H./Zech, R. (Hg.) *Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse*, Ffm.
- Roemer, John 1981: *Analytical Foundations of Marxian Economic Theory*, Cambridge.
- Roemer, John 1982a: *A General Theory of Exploitation and Class*, Harvard.
- Roemer, John 1982b: Methodological Individualism and Deductive Marxism, in: *Theory and Society*, Vol. 11 (1982), 513-520.
- Roemer, John 1986: Rational Choice Marxism: some Issues of Method and Substance, in: ders. 1986 (Ed.).
- Roemer, John 1986: (Ed.) *Analytical Marxism*, Cambridge.
- Rubin, I. I. 1924: *Studien zur Marxschen Werttheorie*, Ffm. 1973.
- Ryle, Gilbert 1949: *The Concept of Mind*, London.
- Shubik, Martin 1977: The General Equilibrium Model is Incomplete and not Adequate for the Reconciliation of Micro and Macroeconomic Theory, in: *Kyklos*, Vol. 28, 545-73.
- Shubik, Martin 1981: Game Theory Models and Methods in Political Economy, in: Arrow K./Intrilligator, M. D. (eds.) *Handbook of Mathematical Economics*, Vol. 1, Amsterdam.
- Suppes, Patrik 1967: Decision Theory, in: *Encyclopedia of Philosophy*, Vol. 2, 310-14.
- Therborn, Göran 1987: Auf der Suche nach dem Handeln. Geschichte und Verteidigung der Klassenanalyse, in: *Prokla*, Vol. 17, 128-160
- Weber, Max 1913: Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 4. Aufl., Tübingen 1973.
- Weber, Max 1922: *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1972.
- Wiesenthal, Helmuth 1987: Die Ratlosigkeit des homo oeconomicus, Einl. zu Elster 1987.
- Wright, Erik Olin 1978: *Class, Crisis and the State*, London.
- Wright, Erik Olin 1985: Wo liegt die Mitte der Mittelklasse, in: *Prokla*, Vol. 15, No. 1, 35-63.
- Wright, Georg Henrik v. 1971: *Erklären und Verstehen*, Ffm. 1974.